Gustav Glogau's Theorie
über die Entwicklungsstufen des Geistes.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

vorgelegt von

Johannes Andrich

aus Golzow (Kreis Zauch-Belzig).

Tag der mündlichen Prüfung: 7. Mai 1913.

NÜRNBERG

U. E. Sebald, Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei.

312

Referent: Prof. Dr. R. Falckenberg.

Dekan: Geh. Hofrat Prof. Dr. E. Wiedemann.

Meinem hochverehrten Lehrer und väterlichen Berater

Herrn Prof. D. Dr. A. W. HUNZINGER,
Hauptpastor an St. Michaelis in Hamburg

gewidmet.

Inhaltsangabe.

Seite

Literaturverzeichnis VI

Vorwort VII

Einleitung 1

1. Kapitel: Darstellung der vier Entwicklungsstufen:

1. Das unbestimmte Lebensgefühl 6

2. Die niedere Wahrnehmung 10

3. Die Vorstellung (die Sprache) 18

4. Der wissenschaftliche Geist 37

2. Kapitel: Die Kategorien der vier Entwicklungsstufen . . 48

3. Kapitel: Theoretische Grundsätze Glogau's 62

4. Kapitel: Glogau und die Völkerpsychologie 66

Schlußbemerkung 73

Literaturverzeichnis.

Glogau, G., Abriß der philosophischen Grundwissenschaften, Bd. I. Breslau 1880 (abgek. Abriß I).

Glogau, G., Grundriß der Psychologie, Breslau 1884 (abgek. Grundr. d. Psych.).

Glogau, G., Steinthals psychologische Formeln, Berlin 1876.

Glogau, G., Zwei wissenschaftliche Vorträge über die Grundprobleme der Psychologie. Halle 1876.

I. Das Wesen und die Grundlagen der heutigen Psychologie.

II. Ist die Sprache eine Erfindung?

Glogau, G., Die Phantasie (Vortrag), Halle 1884.

Glogau, G., Die Hauptlehren der Logik und Wissenschaftslehre. Kiel 1894.

Gustav Glogaus Vorlesung über Religionsphilosophie. Nach einem Stenogramm herausgegeben von H. Clasen, Kiel 1898.

Clasen, H., Gustav Glogaus System der Philosophie. (3. Jahrbüchlein der Gustav Glogau-Gesellschaft. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 118) 1901.

La Roche, Joh., Der Philosoph Glogau über Offenbarung. Berlin 1893.

La Roche, Joh., Biologische Psychologie und ihr Einfluß auf Seelsorge und Theologie. Leipzig 1909.

Kirchner, Lic. Dr. V., Zu dem idealen Verhältnis eines Schülers zu seinem Lehrer, Glogaus zu Steinthal (aus der Zeitschrift Noris, Jahrbuch für protestantische Kultur). Nürnberg 1912.

Steinthal, H., Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft. 2. Auflage. Berlin 1881.

Lazarus, M., Das Leben der Seele. Bd. II. Berlin 1885.

Zeitschrift für Völkerpsychologie:

Bd. I, Berlin 1860,

Bd. XIII, Berlin 1882.

Bd. XVII, Berlin 1887.

Wundt, W., Probleme der Völkerpsychologie, Leipzig 1911.

Petersen, P., Der Entwicklungsgedanke in der Philosophie Wundts. Jenaer Dissertation 1908.

Paßkönig, O., Die Psychologie W. Wundts. Leipzig 1912.

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit ist zum großen Teil während der drei Semester (S.-S. 1911 bis Ende S.-S. 1912), die der Verfasser in Erlangen verlebt hat, entstanden. Schon am Ende meiner Schülerzeit wurde mir die Bekanntschaft mit Glogau durch Herrn Pastor La Roche vermittelt. Bei der Beschäftigung mit Glogaus Schriften drängte sich die Absicht auf, die oft so schwer verständlichen Gedankengänge des nur zu wenig bekannten Denkers einem größeren Kreise in knapperer und leichter verständlicher Form zu eröffnen. Bei der Fülle des Stoffes schien es jedoch geraten, zunächst nur einen Teil aus dem System Glogaus herauszugreifen, nämlich: die Ansichten Glogaus über die Entwicklungsstufen des Geistes. Dies ist das Fundament der Glogauschen Gesamtanschauung. Als Hauptquellen stehen uns für unsere Darstellung zu Gebote Glogaus Abriß der philosophischen Grundwissenschaften, Bd. I und sein Grundriß der Psychologie.

Möge die Arbeit auch an ihrem Teile als ein bescheidener Versuch angesehen werden, das Interesse für die Philosophie Glogaus zu wecken.

Motto: Kann es einen der Beobachtung würdigeren Gegenstand geben, als den sich entwickelnden Menschengeist? (Glogau in dem Vortrag: Ist die Sprache eine Erfindung? S. 60).

Einleitung.

Das Gesamtdenken hat man, wie die Geschichte der Philosophie lehrt, bisher in zwei verschiedene Betrachtungsweisen zusammenzufassen versucht: in die systematische und die genetische Betrachtungsweise. Die erste finden wir am glänzendsten vertreten bei den Philosophen Leibniz, Kant, Schopenhauer und Lotze. Die genetische Betrachtungsweise ist hauptsächlich von dem sogenannten klassischen Idealismus versucht worden. Hier sind zu nennen: Fichte, Schelling, Hegel. Mögen diese drei Hauptvertreter des deutschen Idealismus in ihren philosophischen Lehren mannigfache Verschiedenheiten aufzuweisen haben — mag Fichte mehr einen moralischen, Schelling einen physischen, Hegel einen logischen Idealismus vertreten —, alle haben sie doch das Eine gemeinsam, daß ihr Blick auf die genetische Entwicklung der Weltkräfte (nicht bloß ontisch auf das starre Sein der Welt) gerichtet ist. Indessen die systematische und genetische Betrachtungsweise blieben bisher völlig voneinander getrennt; bei Leibniz höchstens finden sich neben seinem systematischen Aufbau einige Ansätze des Evolutionsgedankens. Von den Philosophen der neuesten Zeit

scheint uns Gustav Glogau[1]) der erste zu sein, der den Versuch gemacht hat, auf beiden oben genannnten Wegen den Aufbau eines philosophischen Systems zu vollziehen. Beide Methoden kommen in Glogaus Philosophie zu ihrem vollen Rechte.

Glogau hat seine Grundanschauungen in seinem zweibändigen Hauptwerke: Abriß der philosophischen Grundwissenschaften (1880 und 1888) niedergelegt. In demselben will er „allgemeine Anschauungen und begriffliche Bestimmungen" darbieten, die „für a l l e Wissenschaft grundlegend und von Bedeutung sind"[2]). Der erste Band führt den Titel: Die Form und die Bewegungsgesetze des Geistes; er enthält im wesentlichen eine genetische Psychologie, jedoch mit der Absicht, daß diese als Fundament für sein gesamtes philosophisches System dienen soll. Dieser erste Band zerfällt in zwei Unterabteilungen, von denen die erste den psychologischen Tatbestand in einem „idealen Durchschnitt des Geistes"[3]) empirisch aufzeigt. Die zweite Unterabteilung, die Bewegungsgesetze des Geistes, liefert eine Art psychischer Mechanik, d. h. sie legt die innere Gesetzlichkeit dieser Entwicklung unter Anschluß an das Voraus-

---

1) Glogau wurde am 6. Juni 1844 in Laukischken bei Labiau (Ostpr). geboren. 1863 bezog er die Universität Berlin und studierte zunächst Medizin, aber nur 2 Semester. Dann wandte er sich dem Studium der Philosophie und Philologie zu und wurde ein begeisterter Schüler Steinthals. Aber auch Männer wie Mommsen, v. Ranke, Trendelenburg und Boeckh haben für seinen geistigen Entwicklungsgang Bedeutung. 1869 promovierte Glogau in Halle, nahm an dem Feldzug 1870/71 teil und bestand 1872 in Halle das Oberlehrerexamen. Nachdem er darauf in Halle, Neumark (Westpr.) und Winterthur (Schweiz) Lehrer gewesen, habilitierte er sich 1878 in Zürich. 1883 wurde er Extraordinarius in Halle, 1884 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor nach Kiel. Glogau starb auf einer Reise in Griechenland zu Laurion bei Athen am 22. März 1895 infolge eines Unglücksfalles. (Vgl. die biographischen Notizen im 4.—8. Jahrbüchlein der Glogau-Gesellschaft.)

2) Abriß I, Allgemeine Einleitung, § 1.

3) Abriß I, Allgemeine Einleitung, § 18.

gegangene ausführlich dar. Den psychologischen Tatbestand faßt Glogau phänomenologisch, d. h. er zeigt die in der wirklichen Entwicklung allmählich hervorsprießenden Geisteskräfte empirisch auf, um die Grundlage für die Metaphysik (die Erkenntnistheorie, Ethik, Ästhetik und Noetik) zu gewinnen. Dieser weitere philosophische Aufbau bildet den Gegenstand des zweiten Bandes unter dem Titel: Das Wesen und die Grundformen des bewußten Geistes. Glogau betrachtet in dem zweiten Bande den Geist, nachdem er sich bis zur höchsten Stufe entwickelt hat, um nun darzulegen, was der Geist ist und welches seine Grundrichtungen (Ethik, Ästhetik, Noetik) sind.

Zur kurzen Charakteristik des Unterschiedes des ersten vom zweiten Bande dürften sich die Termini Längsschnitt und Querschnitt empfehlen. Der erste Band des Abrisses versucht in einem Längsschnitt der chaotischen und schwer begreifbaren Entwicklung des Geistes Herr zu werden, der zweite Band will, gestützt auf den ersten, im Querschnitt das Wesen des Geistes überblicken und teils nachtragen, teils ausführen, was von dem Gedanken der Entwicklung vorher mußte zurückgestellt werden[4]). Glogau plante auch noch einen dritten Teil des Abrisses, in welchem er die Naturphilosophie und Religionsphilosophie behandeln wollte. Jedoch wurde er an der Vollendung dieses Teiles durch seinen zu frühen Tod verhindert[5]). Hierfür haben wir aber einen gewissen Ersatz in den „Hauptlehren der Logik und Wissen-

4) Steinthal hebt in seiner Besprechung des ersten Bandes von Glogaus Abriß (Ztschr. f. Völkerpsych. Bd. XIII) hervor, daß sich manches darin findet, was eigentlich als Gegenstand des zweiten Bandes erwartet wird. Wohl geben wir zu, daß manche Gedanken des ersten Bandes ebensogut im zweiten hätten Platz finden können, aber wir wollen sie auch im ersten gelten lassen. Wir hatten ja die Termini „Längsschnitt“ und „Querschnitt“ gewählt. Somit können wir die für beide Bände gemeinsamen oder wenigstens ähnlichen Gedanken denjenigen Stellen zuweisen, die sowohl dem Längsschnitt, als auch dem Querschnitt angehören.

5) Das Manuskript liegt zum Teil vor.

schaftslehre", dem letzten und reifsten Werke Glogaus, und in der „Vorlesung über Religionsphilosophie", die von H. Clasen, dem zweifellos besten Kenner Glogaus, herausgegeben ist.

Bei der Fülle des Stoffes und der Schwierigkeit der Konzeption dürfte es sich empfehlen, hier die von Glogau im Längsschnitt entworfene Entwicklung des Geistes zu bevorzugen.

Bevor wir aber dazu übergehen, müssen wir noch einige Worte über die charakteristische Art des Glogauschen Evolutionismus vorausschicken. Glogau ist aus der Schule der Völkerpsychologen Lazarus und Steinthal hervorgegangen. Die Entwicklung des Geistes (Abriß I, Teil 1) hat er ganz nach den Grundsätzen der Völkerpsychologie aufgebaut, d. h. er zeigt die mannigfachen Einflüsse des sozialen Gesamtorganismus auf das Einzelindividuum. Da wir in einem späteren Kapitel des näheren Glogaus Stellung zu seinen Vorbildern zu erörtern gedenken, dürfen wir hier von einer weiteren Ausführung über die Völkerpsychologie absehen. Glogau ist zunächst ganz Psychologe und wendet die genetische Betrachtung speziell auf das Seelenleben an. Dies wird aber für seine ganze Philosophie von größter Bedeutung, da sich für ihn in dem Seelenleben der Kern des Daseins erschließt. Wie hohen Wert er der psychologischen Betrachtung beimißt, geht deutlich aus seinen eigenen Worten hervor: „Das psychologische Problem ist zugleich, wie mir scheint, der rote Faden, der sich durch die prinzipiellen Erwägungen der neueren Philosophie hindurchzieht"[6]). Die Entwicklung des Seelenlebens belauscht er im alltäglichen Leben; aber er begnügt sich keineswegs damit, ein allgemeines Schema aufzustellen; vielmehr kommt bei ihm dazu das Charakteristische — als Erbe der Lazarus-Steinthalschen Völkerpsychologie —, daß er das Individuum beständig in der Abhängigkeit von seiner Umgebung, von der sozialen Gemein-

6) Abriß I, 111.

schaft (Familie, Verwandtschaft, Sippe, Stamm, Nation) sieht.

Nach Glogau vollzieht sich nun die Entwicklung des Geistes in den folgenden vier Stufen:

Erste Stufe: Das unbestimmte Lebensgefühl.
Zweite „ : Die niedere Wahrnehmung.
Dritte „ : Die Vorstellung (die Sprache).
Vierte „ : Der wissenschaftliche Geist.

Die Verfolgung des Entwicklungsganges wird bei der Lektüre Glogaus dadurch wesentlich erschwert, daß auf die Darlegung einer jeden Stufe die Beleuchtung derselben nach Kategorien folgt. Diese Schwierigkeit läßt sich umgehen, indem wir zunächst die Entwicklung in einem Zuge darlegen, und dann später die kategorielle Seite einer jeden einzelnen Entwicklungsstufe gesondert behandeln.

Das Eindringen in die Glogausche Gedankenwelt ist auch außerordentlich schwierig durch die Art seiner Diktion. Glogau drängt oft in einem Satze große Anschauungsmassen zusammen. Auch der oft lange und ermüdende Periodenbau trägt zur Erschwerung des Verständnisses bei. Jedoch treten alle diese Übelstände bei längerem Studium der Glogauschen Schriften mehr und mehr zurück, und die schwere Arbeit des Eindringens in ihn wird zuletzt fast an jeder Stelle belohnt durch vielfache Bereicherung mit den Gedanken Glogaus und durch die Freude an seiner ob auch schweren, so doch jedenfalls edlen Diktion.

Erstes Kapitel.

Darstellung der vier Entwicklungsstufen.

Erste Stufe: Das unbestimmte Lebensgefühl.

Glogau beginnt die psychische Entwicklungsgeschichte mit der Betrachtung des unbewußten Lebens der Seele[7]) und zeigt das allmähliche Erwachen des Bewußtseins. Der neugeborene Mensch ist von der ihn umgebenden Außenwelt genau so abhängig, wie die Pflanze in ihrem Wachstum und ihrer Nahrung; das Leben des Säuglings ist durchaus naturgebunden. In den ersten Tagen seines Daseins ist der Säugling geradezu „eine natürliche Maschine, die infolge ihrer zarten und sinnvollen Konstruktion ihre Arbeit auf einen äußeren Anstoß zweckmäßig leistet, ohne daß die Bewußtseinserscheinungen, welche dieselbe begleiten mögen, sie irgendwie leiten und unterstützen“[8]). Das ursprüngliche Seelenleben des Säuglings verläuft also noch völlig unbewußt[9]). Die unterste Stufe des Bewußtseins ist unbestimmtes Lebensgefühl[10]). Hier liegt sozusagen der Nullpunkt des Bewußtseins. Sämtliche Bewegungen geschehen beim Säugling ohne jede Bewußtseins- und Willenserregung; ihm fehlt die Wahrnehmung wie das Bewußtsein einzelner Gegenstände gänzlich, er weiß noch nichts von seinen Anlagen; im Laufe seines Lebens wächst er gewissermaßen erst in seinen Leib hinein[11]); d. h. die in dem Leibe gegebenen Anlagen erfüllen sich erst während der weiteren Entwicklung.

---

7) Abriß I, 29.
8) Abriß I, 21.
9) Grundr. d. Psych. 10.
10) Abriß I, 34 u. ö.
11) Abriß I, 24 und Grundr. d. Psych. 60.

Der Leib des neugeborenen Kindes ist der Same des Geistes; er enthält schon in sich die spezifischen Bedingungen für die bestimmte Ordnung und Art, in der später die zarten Fäden des Geistes hervorbrechen und wachsen werden, sobald dieser Keim in Wechselwirkung zu den Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft getreten ist[12]); er wächst wie die Pflanze, „sobald ihr Same den angemessenen Bedingungen des allgemeinen Naturlaufs anheimfällt“[13]). Das Seelenleben des Säuglings hat demjenigen im Mutterleibe gegenüber nur ganz geringe Unterschiede aufzuweisen. Der Säugling empfindet anfangs nur erst ein dumpfes Sein. Es wirken von außen her und aus dem Innern des Körpers verschiedene Reize auf die Nerven (so z. B. Licht- und Temperaturreize, Hunger und Durst); sie erzeugen zwar ein gewisses Gefühl, bisweilen auch Bewegungen, die mit der weiteren Entwicklung häufiger und energischer werden; doch sind solche Bewegungen anfangs lediglich Reflexbewegungen; auch in dem Gefühl wird „noch nichts für sich unterschieden“[14]). Weil auch ferner „keine besondere Erregung vor der anderen einen Vorzug beansprucht, hemmen sie sämtlich jede die andere und sind nur als ein einziges unbestimmtes Ganze“[15]), nämlich als unbestimmtes Lebensgefühl vorhanden. Nun ist jedoch das unbestimmte Lebensgefühl durchaus kein ruhendes Sein, sondern vielmehr eine ununterbrochene B e w e g u n g. Als dumpfes Sein erscheint es nur deshalb, weil das (noch objektlose) Innere der Auffassung der Bewegung und Veränderung in keiner Weise fähig ist[16]). Die durch das physische Leben verursachten Gefühle (Hunger, Durst, Müdigkeit, Entleerung) verschwimmen ineinander. Wie sich das Körperleben in größeren und kleineren rückläufigen Kreisen vollzieht, so müssen auch die durch dieses

12) Abriß I, 16.
13) ibid.
14) Grundr. d. Psych. 64.
15) ibid.
16) Abriß I, 35.

(sc. das Körperleben) veranlaßten psychischen Tätigkeiten (d. h. jetzt die Gefühle) einen ähnlichen, ununterbrochenen in sich selbst rückläufigen Kreislauf bilden[17]); Glogau nennt ihn den „vegetativ-psychischen Kreislauf".

Die vegetativ-psychischen Erscheinungen sind durchaus „dem Gebiete der Natur zuzurechnen"[18]); sie hängen von äußeren Reizen ab. Wunderbarerweise verlöschen sie nun aber nicht in demselben Augenblick, in welchem der Reiz aufhört (wie doch die Töne einer Glocke verklingen), sondern sie werden in der Seele aufbewahrt, wenn auch unter der Schwelle des Bewußtseins. Es verhält sich also vielmehr mit den vegetativ-psychischen Erscheinungen ähnlich wie mit chemischen Kräften, die in den Körpern latent verbleiben. Eine einmal geübte psychische Tätigkeit tritt jedesmal dann wieder „actu" in die Erscheinung, sobald der frühere oder ein ähnlicher Reiz sie wieder hervorruft[19]). Nur scheinbar erlöschen die psychischen Tätigkeiten dann, wenn sich das Bewußtsein von dem einen Gegenstande zu dem anderen hinwendet; doch sind sie nicht für immer verloren. „Wir tragen also unser vergangenes Leben gerade so in uns, wie der chemische Stoff seine mannigfaltigen Kräfte, nämlich als eine untätige dynamische Macht, die jeden Augenblick aufs neue erwachen kann, während sie actu gar nicht vorhanden scheint"[20]).

Auf dieser untersten seelischen Entwicklungsstufe sind Lebewesen zur Erzeugung spontaner Bewegungen noch durchaus unfähig, weil sie eines eigenen inneren Besitzes entbehren[21]). Ihr Wesen ist absolut unfrei, weil es durch keinerlei vorausgehende Vorstellungs- d. h. Willenstätigkeit bedingt ist[22]). Wenn nun aber der Organismus verwickelter

17) Abriß I, 34.
18) ibid.
19) Grundr. d. Psych. 68.
20) Abriß I, 35.
21) Abriß I, 36.
22) Abriß I, 37.

(d. h. vollkommener) wird, dann nimmt auch die Intensität des unbestimmten Lebensgefühls als Ganzes zu, obwohl es im vegetativ-psychischen Prozesse noch nicht einzelne Akte gibt, die besonders hervortreten. Die Berührung mit der Außenwelt wird also umfassender und feiner, ebenso auch die Verkettung von Reiz und Bewegung. So breitet sich der vegetativ-psychische Kreislauf allmählich immer weiter aus und wird komplizierter. Die Entwicklung des Äußeren ist also für die Entwicklung des Inneren die Vorbedingung[23]).

Damit hätten wir den Gang der Entwicklung des Geistes auf dieser ersten Stufe verfolgt. Die psychische Seite dieser Stufe ist als ein Vorgang betrachtet, der „dem Naturprozesse genau parallel geht“[24]). Hier gibt es noch kein Bewußtsein, sondern nur erst Triebe, die auf Reize hin in Tätigkeit treten. — Der Übergang von der Reiz- zur Reflexbewegung macht sich nur gering im Innern bemerkbar, als dumpfes Gefühl. Doch hat dieses Gefühl noch nicht den geringsten Einfluß auf den Vorgang; es ist lediglich eine „parasitische Begleiterscheinung“[25]); und dennoch ist sie der Ausgangspunkt für die ganze spätere Entwicklung des Bewußtseins. Alle späteren Formen des Bewußtseins: Wahrnehmung, Anschauung, Vorstellung, Begriff, Urteil, wissenschaftliche Systeme sind nach Glogau nichts anderes als feiner differenziertes Gefühl. Das unbestimmte Lebensgefühl haben wir demnach als die Quelle, als den ersten Schimmer des Bewußtseins anzusehen; aber es ist immer noch ganz und gar vom leiblichen Triebleben umwoben. Erst die nächste Stufe bringt den Fortschritt in der Entwicklung, daß sich ein besonderes psychisches Leben aus dem Körperleben herauslöst, und daß sich so die Differenzierung von Ich und Nicht-Ich vorbereitet, die dann auf der dritten Entwicklungsstufe (durch die Sprache) zur vollen Entwicklung gelangt.

---

23) Abriß I, 38.
24) Abriß I, 45.
25) H. Clasen, Gustav Glogaus System der Philosophie, S. 8.

Zweite Stufe: Die niedere Wahrnehmung.

Bei der weiteren Verfolgung der Entwicklung des Geistes geht Glogau von zwei sehr wichtigen grundlegenden Voraussetzungen aus:

I. Die Seelenkräfte, die im späteren Leben zur Entfaltung gelangen oder „in Wirksamkeit treten“[26]), sind zunächst latent oder als dynamische Macht vorhanden. Sie liegen von vornherein im Wesen des betreffenden Geschöpfes, als Anlage. In der Seele sind ebenso wie im Samenkorn bestimmte Triebkräfte, zunächst latent, vorhanden; sie ist keine tabula rasa; es schlummern vielmehr in ihr A n l a g e n, die von früheren Geschlechtern her e r e r b t sind, jedoch erst durch die von außen herantretenden Eindrücke geweckt und besonders geformt werden müssen; die geistigen Grundfunktionen sind also präformiert. Demnach bezeichnet Glogau die Entwicklung als die „In-Eins-Setzung des Ererbten, Früheren mit den neu auftretenden Motiven“[27]).

II. Das Bewußtsein ist nicht etwa die bloße Zusammenfassung oder Addierung aller Bewußtseinselemente, sondern eine z e n t r a l e E i n h e i t, welche die entstandenen Bewußtseinselemente zu einem Ganzen vereinigt[28]).

Diese zweite Entwicklungsstufe wird von unserem Denker dargelegt an dem Seelenleben des Säuglings. Ehe er jedoch dazu übergeht, macht er noch einige Bemerkungen über das Seelenleben der niederen Tiere[29]), um von da aus den Aufstieg zur menschlichen Seele zu beleuchten.

Von einem ziemlich umfassenden und wohlorganisierten Seelenleben, das sich über das unbestimmte Lebensgefühl erhebt, kann man nun schon bei den niederen Tieren sprechen, z. B. bei den Insekten; man denke nur an das Leben der Bienen und Ameisen. Diese Tiere erreichen bei ihrem ein-

26) Abriß I, 46.
27) Grundr. d. Psych. 124.
28) Abriß I, 45 und 46.
29) Abriß I, 47 f.

fachen Körperbau eine solche Höhe des Seelenlebens deshalb, weil die höheren Sinnesorgane, Augen und Ohren, schon ziemlich früh vorhanden sind, wenn auch „nur in elementarer Form". Dennoch kann das Seelenleben dieser Tiere bei all seiner Kompliziertheit nicht zur Entwicklung eines eigenen, theoretischen Ich, das vom Nicht-Ich gesondert ist, gelangen. So ist das Leben der Insekten, wie aller Tiere überhaupt, nur praktisch und infolgedessen unfrei. Das Tier ist des bloß theoretischen Verhaltens nicht fähig. Steigt eine Erinnerung in seiner Seele auf, so wird sie sofort zur Tat, indem sie sich auf den Leib reflektiert; oder aber sie lastet als ein dunkler Druck auf seinem Bewußtsein[30]). So sehen wir das Seelenleben des niederen Körpertypus in unverrückbare Grenzen geschlossen. Zur Differenzierung von Ich und Nicht-Ich kann das Tier garnicht gelangen; denn es ist „auf der Stufe der niederen Wahrnehmung ein unruhiger Wirbel, ganz in den Leib versenkt, ganz Pantomime"[31]). So erklärt es sich auch, daß es bei dem Tiere zu einer Betätigung des seelischen Inhaltes außerhalb der Praxis, d. h. zu einem theoretischen Denken unmöglich kommen kann. Die niedere Wahrnehmung hat eben nur eine praktische Bedeutung, sie ist nichts anderes als Instinkthandlung. Ein Fortschritt in der Entwicklung des Geistes, nämlich der zum theoretischen Denken, läßt sich erst beim Menschen konstatieren. Wir haben nunmehr unsere Aufmerksamkeit der Entwicklung des menschlichen Säuglings zuzuwenden; denn bei ihm zeigt sich im Gegensatz zur Tierstufe die theoretische Seite der niederen Wahrnehmung.

Das Gehirn und ein kleiner Teil des animalen Nervensystems ist bei der Geburt des Menschen sehr unvollkommen entwickelt. Dies scheint ein Nachteil zu sein, ist aber für die weitere Entwicklung von großem Vorteil (beim Tiere dagegen ist das Gehirn in kurzer Zeit vollkommen ent-

30) Glogaus Vortrag: Ist die Sprache eine Erfindung? S. 61.
31) Abriß I, 48.

wickelt). Anfangs funktioniert das menschliche Gehirn nur schwach; „nur Hunger und Durst und alle vegetativen Funktionen versetzen den Körper in Affekt“ und bilden so das allgemeine Lebensgefühl[32]). Es beginnt das Erwachen der eigentlichen Bewußtseinserregungen der Sinne, die nicht unmittelbar mit dem physischen Leibesleben zusammenhängen. Durch diese neuen Quellen der Erregung gewinnt das allgemeine Lebensgefühl eine nicht unbedeutende Verstärkung. Von allergrößter Wichtigkeit aber ist der Umstand, daß bei dem Säugling Mittel gegeben sind, die jedes einzelne der Glieder des vegetativen Kreislaufes (die ja auf der ersten Stufe zu einem dumpfen, „allgemeinen Gefühlsbrei“[33]) verschwammen) der Reihe nach gesondert zu einer mächtigen Entwicklung kommen lassen.

Im Seelenleben des Säuglings tritt zunächst eine grobe Sonderung des unbestimmten Lebensgefühls ein durch die Wartung und Pflege, die man dem Neugeborenen angedeihen läßt. Es gibt nun in der Wartung des Säuglings eine Reihe ganz bestimmter Phasen[34]), die sich täglich in mehr oder minder gleichförmiger Weise zu wiederholen pflegen. Dahin gehören z. B. der nächtliche Schlaf (dazu kommt noch der Eindruck des warmen Bettchens, die vollkommene Ruhe, die Entleerungen); ferner das Morgenbad und das Anlegen der frischen Kleidung; die Stillung des Hungers an der warmen Mutterbrust, ein nochmaliger Schlaf (jedoch unter veränderten Bedingungen) u. a. m. Durch diese und ähnliche Phasen des Säuglingslebens entstehen nach Glogau „identische Gefühlsmittelpunkte“; es tritt damit eine erste grobe Sonderung des unbestimmten Lebensgefühls ein. Um die identischen Gefühlsmittelpunkte gruppiert sich nun eine größere oder geringere Anzahl gleichzeitiger oder einander folgender Sinneserregungen, die als

32) Abriß I, 49.
33) La Roche, Biologische Psychologie, S. 6.
34) Abriß I, 49 und Grundr. d. Psych. 125 ff.

„psychische Nebel“[35]) die Mittelpunkte umschweben. Je nach der Dauer dieser oder jener Phase bestimmt sich auch die zeitliche Ausdehnung des ihr entsprechenden Gefühlsmittelpunktes. Wenngleich das Bewußtsein der räumlichen und zeitlichen Unterschiede noch nicht fähig ist, so wird immerhin der Anfang und das Ende jeder dieser Phasen deutlich bemerkbar. Man denke z. B. an die Erfrischung des Bades, zu der die Entkleidung und (nach dem Bade) das Anlegen der reinen und kühlen Gewänder gehört. Jeder, der in der Wartung des Säuglings vorgenommenen Handlung entspricht ein dem äußeren Reize angemessenes Lebensgefühl. Das Kind lernt also hier unterscheiden zwischen den verschiedenen Phasen, die auf der ersten Stufe des unbestimmten Lebensgefühls verschwammen.

Da nun die eine Phase durch die andere durchaus keine Störungen erleidet, so kann sich das ihr entgegengebrachte Lebensgefühl ruhig ausbreiten. Wir haben hier also, im Gegensatz zur unruhigen tierischen Bewegung, ein ruhiges Sein; denn die Befriedigung der Bedürfnisse ist bei dem Säugling in seinem hilflosen Zustande wie bei der Pflanze durch Hilfe von außen bedingt[36]).

Je regelmäßiger und vorsorglicher die Wartung des Säuglings geschieht, desto mehr „glättet“ sich der vegetative Kreislauf „zu einem regelmäßigen Gange und läßt so zu sagen freien Raum im Bewußtsein“[37]), sodaß sich infolgedessen die höheren Sinne gleichsam ungestörter entwickeln können. So kommt es denn schließlich dazu, daß die höheren Sinne, Auge und Ohr, die vegetative Bewegung nach und nach überwiegen. Es muß jedoch betont werden, daß der Fortschritt von der ersten zur zweiten Stufe sehr allmählich geschieht. Denn auch jetzt noch ist eben alles Innere Gefühl „und alle Bewegungen des Säuglings sind Trieberscheinungen, und das sich organisierende Zentral-

35) Abriß I, 53.
36) Abriß I, 49.
37) ibid.

bewußtsein hat noch keine Macht über den Körper geäußert. Nur muß man beachten, wie die entgegenkommende Pflege schon hier die Loslösung des Geistes vom Körper sehr wesentlich begünstigt“[38]).

Die obenerwähnten Phasen des Säuglingslebens verlaufen im großen und ganzen wohl ähnlich, aber doch nicht in täglich sich genau wiederholender Gleichförmigkeit; es wird sich gar nicht vermeiden lassen, daß in dem Verlauf der Wartung und Pflege des Säuglings einige geringe Verschiebungen eintreten. Diese kleinen Verschiedenheiten haben nun trotz der allgemeinen Gleichförmigkeit auch für die weitere Entwicklung eine nicht unwichtige Bedeutung; sie fallen dem Kinde schon irgendwie auf. Dann ist auch fernerhin wohl zu beachten, daß alles, was sich in der Kinderstube befindet, Eindrücke wachruft oder wachzurufen vermag, wenn sich das Kind „der Quelle des Eindruckes zuwendet“[39]). Es ist also von vornherein ein bestimmter „Wahrnehmungshorizont“ gegeben, das allgemeine Milieu. Jedoch kann dadurch noch keine wesentliche Modifikation der vegetativen psychischen Gruppen erzielt werden, da sowohl „die Organe für die Auffassung jener neuen Eindrücke (die höheren Sinne) schwach sind“[40]), als auch die vegetative Tätigkeit immer noch ein ziemlich bedeutendes Übergewicht hat. Die wichtige Bedeutung, die dem Wahrnehmungshorizonte beizumessen ist, besteht darin, daß er Variationen des allgemeinen Lebensgefühls zu veranlassen vermag. Aber auch von diesen Variationen weiß der Säugling selbst noch nichts, sondern nur der außenstehende Dritte. Dieser freilich kennt den Reichtum möglicher Betätigung, der in dem Säugling δυνάμει oder an sich vorhanden ist, aber nicht jener[41]). „Das Kind ist erinnerungslos jedesmal ganz dem einen Augenblick hingegeben,

38) Abriß I, 49.
39) Abriß I, 50.
40) ibid.
41) Abriß I, 23.

solange die vegetativen Triebe das Bewußtsein beherrschen, welche ihrer Natur nach niemals einzeln für sich zur Bewußtheit gelangen können“[42]). Es fehlt hier eben dem Kinde noch jegliches Mittel, das Vergangene zu reproduzieren und das, was kommen soll, zu erwarten, d. h. im Geiste voraus zu ahnen.

Die Pflege, die dem Säugling die Befriedigung seiner Bedürfnisse so sehr erleichtert, bewirkt, wie wir schon oben bemerkten, eine allmähliche Loslösung des Geistes vom Körper, d. h. also: Die Sinnesorgane gewinnen mehr und mehr an Freiheit und Übung; das Seelenleben bleibt dann nicht mehr bloße „Begleiterscheinung von physischen Vorgängen“, sondern es wird frei vom Körper und immer mehr Herrscher desselben[43]).

Die einzelnen Phasen des Säuglingslebens bilden nun regelmäßig ablaufende „Reihen“, deren folgende Glieder infolge der täglichen Wiederholung schon irgendwie erwartet werden. Zunächst zwar bleiben die einzelnen Reihen noch ohne jeglichen Zusammenhang, nach und nach aber treten aus ihnen sogenannte „primäre Gefühlskomplexe“ hervor[44]). Glogau wählt für sie der Abkürzung halber die Buchstaben a, b, c, d etc. Bezeichnet nun z. B. c den Gefühlskomplex, der bei der Stillung des Hungers vorherrscht, dann tritt aus ihm noch besonders das Bild der Mutter hervor; so kommt es zu einem sekundären Gefühlskomplex, von unserem Denker mit γ bezeichnet. Entsprechend der Reihe a, b, c, d etc. bildet sich also jetzt eine zweite, die der sekundären Gefühlskomplexe, α, β, γ, δ etc. Damit ist aber immer noch keine Zweiheit im Bewußtsein eingetreten; daß es zur Bildung beider Reihen kommen kann, ist auf das allmähliche Zurückweichen der vegetativen Erregung zurückzuführen. Nun tritt aber das Bild der Mutter (γ) nicht nur aus dem primären Gefühlskomplex c heraus, sondern

42) Abriß I, 50.

43) H. Clasen, Gustav Glogaus System der Philosophie, S. 9.

44) Abriß I, 51 und Grundr. d. Psych. 126.

auch aus a, b und d etc. Es schwebt gewissermaßen herrschend über den übrigen Gliedern; γ bleibt auch dann noch im Bewußtsein haften, wenn sich im vegetativen Leben schon der Übergang von dem primären Gefühlskomplex c zu d vorbereitet. Wenn nun bei der fortgesetzten Übung und inneren Kräftigung der Organe die Eindrücke der höheren Sinne schließlich in den „Pausen", die der vegetative Kreislauf zeitweise übrig läßt, die Aufmerksamkeit auf sich lenken, so bilden sich aus ihnen Glieder einer neuen Reihe, die in eigenartiger Kombination aus den anschaulichen Elementen der Triebreihen hervorwachsen[45]). Diese neuentstandenen Triebreihen treten nun wiederum für sich gesondert hervor und sind auch mannigfacher Verbindungen fähig. Auf diese Weise tritt eine immer mehr zunehmende Verstärkung der Bewußtheit ein. Dann kommt es zur Unterscheidung des Mehreren; das Bewußtsein wird gewissermaßen gleichzeitig nach verschiedenen Richtungen hin auseinander gezogen. Dies ist der Anfang der Empfindung; Glogau definiert sie als „wesentlich unterscheidende Tätigkeit, Hervorkehrung der ‚an sich' gegebenen qualitativen Unterschiede des Lebensgefühls"[46]). Einer deutlichen Unterscheidung allerdings ist der Säugling in diesem Stadium noch nicht fähig; denn es zieht ja noch keine Erregung vor der anderen die Aufmerksamkeit auf sich. Hier vollzieht sich eben nur eine schwache, allmähliche Differenzierung des Gemeingefühls; denn der hier immer noch die Vorherrschaft führende „vegetative Kreislauf ist dauernd sozusagen in schwebende psychische Nebel gehüllt, die ursprünglich ohne Zusammenhang und deswegen kaum merklich sind, jetzt aber sich zu verdichten und hie und da zu festeren Gebilden zusammenzugehen beginnen"[47]). In diesem Moment gerade ist der wichtige Fortschritt in dem Seelenleben des Kindes zu suchen. Das unbewußte Lebens-

45) Abriß I, 51.
46) ibid.
47) Abriß I, 52.

gefühl hat sich zum unterscheidenden Bewußtsein entwickelt. Nach und nach beginnen sich nun die ersten Gefühlskomplexe zu lockern und aus dem verschwommenen psychischen Nebelmeere tauchen die ersten bestimmten Bewußtseinselemente auf. Das Bewußtsein tritt aus dem vegetativen Kreislauf heraus, ohne jedoch den Zusammenhang mit ihm ganz zu verlieren.

Neben den oben erwähnten Gefühlskomplexen bilden sich solche zweiter Ordnung. Ein Gefühlskomplex z. B. sei die brennende Lampe, die das Kind auf dem Tische stehen sieht. Der Blick des Kindes gleitet von dem Lichtschimmer über die Formen der Lampe, die bei Tage infolge des frappierenden Gegensatzes noch genauer betrachtet, oder gar betastet wird; selbst der Platz, an dem die Lampe steht, und das Gerät, mit dem sie geputzt wird, fällt dem Kinde ins Auge. Indem also die verschiedenen Sensationen aus dem Gemeingefühl heraustreten, verschmelzen sie zu besonderen „Empfindungsbündeln"; nun wird ferner indirekt alles das wichtig, was mit diesen besonderen Empfindungsbündeln in Verbindung steht. Infolgedessen treten für das Bewußtsein unzählig viele Ansatzpunkte auf. Diesen seelischen Vorgang vergleicht Glogau mit einer „traubenförmig sich fortspinnenden Teilung, in welcher mehr und mehr der Zusammenhang mit dem ursprünglichen vegetativen Kreislauf verschwindet"[48]). Das Bewußtsein wird aber dadurch unklar hin und her geworfen; ja es wogt infolgedessen „in der kindlichen Seele ein Chaos, dessen Bewegungen keiner Regel und keinem Gesetz unterworfen scheinen, dessen Elemente aber bei weitem dichter und faßlicher sind, als diejenigen des ersten psychischen Nebels"[49]).

Charakterisierung dieser Stufe: Auf der zweiten Entwicklungsstufe tritt zwar schon in den Gefühlen eine Verschiedenheit zutage, aber noch kein deutliches Anschauen von Gegenständen, die von dem Ich gelöst sind.

48) Abriß I, 53.
49) ibid.

Die Loslösung des Ich von dem Nicht-Ich findet hier noch nicht statt; dazu kommt es erst vermöge der Sprache. Allerdings ist schon hier eine Art Sprache vorhanden, wie sie sich z. B. in dem Weinen des Kindes kundgibt. Doch ist dies noch eine Sprache der Triebe, d. h. die inneren Wahrnehmungen schlagen unmittelbar in die Körpermimik und in noch unartikulierte Laute um, als sogenannte Wahrnehmungsreflexe. Diese bilden, wie wir später sehen werden, eine wichtige Vorbedingung für die Hervorbildung der menschlichen Sprache. Hier bleibt die Sprache eben deswegen noch auf den unartikulierten Laut beschränkt, da weder das Ich von dem Nicht-Ich, noch die Wahrnehmungen unter sich zur bestimmten Abgrenzung entwickelt sind. Daher kann es auch auf der zweiten Entwicklungsstufe nicht zur Herausbildung von klaren Vorstellungen kommen; mit der Vorstellung tritt aber zugleich die Sprache auf. Deshalb überschreibt Glogau die

Dritte Stufe: Die Vorstellung (die Sprache).

Die beiden ersten Stufen der Entwicklung des Geistes, wie wir sie eben dargestellt haben, bilden nach Glogau „die bleibende Grundlage aller Entwicklung“[50]). Die Höhe in der Entwicklung, wie sie am Schluß des vorigen Kapitels gezeigt ist, erreicht auch die Seele der höher organisierten Tiere. Man denke z. B. an die Ähnlichkeit, welche die Gebärden der Affen mit menschlichen Handlungen aufweisen. Jetzt aber, von dieser Stufe an, tritt die menschliche Seele über die des Tieres hinaus. Das Tier kann den oben geschilderten Höhepunkt nicht überschreiten; er bezeichnet für die Tierseele Höhepunkt und Schranke zugleich, während er für die menschliche Seele gerade der wichtige Ansatzpunkt für die freiere, reifere Entwicklung zu reiner geistiger Höhe wird. Das Mittel, das den Menschen zu diesem großen Schritt in der Entwicklung über die Tierseele hinaus be-

50) Abriß I, 65.

fähigt, ist in der Sprache gegeben; sie ist damit zur differentia specifica des Menschengeschlechts geworden[51]). Am Schluß der zweiten Entwicklungsstufe hatten wir in der Darstellung diejenige Höhe erreicht, von der aus der Durchbruch der Sprache verständlich wird.

Wir wollen nun zunächst die Vorbedingungen, die zur Sprachbildung führen, ins Auge fassen.

a) Die Vorbedingungen der Sprachbildung.

Echt biologisch weist Glogau drei wichtige Momente aus dem realen Leben auf, die als Vorbedingungen für den Durchbruch der Sprache anzusehen sind. Es sind dies:

1. das Interesse und das Umgangsbedürfnis;
2. der Gegensatz eines verstandenen und unverstandenen Teiles des Bewußtseins;
3. die Arbeit.

Bei der Darlegung dieser drei Punkte bevorzugt Glogau die phylogenetische Betrachtungsweise. Die ganze dritte Entwicklungsstufe will Glogau überhaupt mehr von dem phylogenetischen Standpunkte aus verstanden wissen; und das liegt ja auch in der Natur der Sache, denn Sprache kann nur aus der Gemeinschaft der Menschen entstehen. Gehen wir nun näher auf die Vorbedingungen der Sprachbildung ein.

1. Auf der Stufe des primitiven Bewußtseins sind Erkenntniskräfte noch nicht entwickelt[52]). Beim Anblick eines unbekannten, neu auftretenden Gegenstandes nämlich sind die Mittel zu dessen Deutung noch nicht vorhanden. Solche Erscheinungen bleiben dann für die Seele „flüchtige Schatten“ und bloßer Stoff. Sobald sie aber Beziehung zu dem Gefühls-Ich gewonnen haben, sind sie in den Kreis des Interesses getreten. „Das Interesse ist aber abhängig von der Entwicklung des Ich-Lebens“[53]). Daß nun dieses Ich-Leben zu reicher Entfaltung gelangen kann, ist durch

51) Grundr. d. Psych. 202
52) Abriß I, 66.
53) ibid.

das Leben der Mitmenschen bedingt. Das Kind wird mit dem Tage seiner Geburt in die menschliche Gesellschaft gewissermaßen „hineingesponnen"; es ist von Anfang seines Lebens an in eine sittliche Gemeinschaft aufgenommen. Eine solche ist aber beim Tier nicht gegeben. Hierin liegt namentlich der Grund, weshalb die Entwicklung des Menschen über die des Tieres hinausgeht. Der Mensch ist also „kein isoliertes Atom, sondern die Verhältnisse der Familie und der Gesellschaft sind von Anfang an die erziehende und leitende Macht seines Vorstellungslebens"[54]). Zunächst nimmt ja das Kind, wie wir bei der Darstellung der zweiten Entwicklungsstufe sahen, in der menschlichen Gesellschaft nur eine passive Stellung ein, insofern es der Pflege der es umgebenden Personen unterworfen ist; später aber beginnt es auch aktiv aufzutreten, allerdings nur in verhältnismäßig geringem Maße. Der wichtige Fortschritt ist jedoch darin zu sehen, daß sich nun durch diese wechselseitige Betätigung, die zunächst innerhalb des Familienkreises geschieht, das Umgangsbedürfnis zu regen beginnt. Durch die Befriedigung des Umgangsbedürfnisses wächst das Gefühls-Ich „immer mehr und mit immer deutlicherer Unterscheidung seiner einzelnen Seiten in die Anschauung des menschlichen Lebens hinein"[55]). „Je weiter aber und reicher der Inhalt meines Inneren wird, für um so mehr Dinge hat es Berührungspunkte und in einer um so mannigfaltigeren und intensiveren Weise interessiere ich mich für dieselben, damit das Ganze in Harmonie tritt"[56]).

Mit der weiteren Entwicklung des Kindes verschwindet allmählich die verschwommene Anschauung von den Dingen der Umgebung und verwandelt sich in bestimmte Werte. Es wächst so immer mehr das Verständnis für die lebendige Welt. Doch ist es noch kein Verständnis „für sich" (d. h. noch kein Selbstbewußtsein), sondern es ist nur „für

54) Abriß I, 66.
55) ibid.
56) ibid.

andere“; denn nur der beobachtende Dritte weiß, daß das Kind solche Anschauungen bereits besitzt. Es herrscht eben immer noch das „Gefühls-Ich“; zur Entwicklung einer eigentlichen klaren Vorstellung ist es in der Seele des Kindes noch nicht gekommen. Die Entwicklung zur Vorstellung wird aber weiter vorbereitet, wenn sich der Gegensatz zwischen der belebten verstandenen und einer unbelebten und unverstandenen Welt fühlbar zu machen beginnt[57]).

2. Im ersten und zweiten Lebensjahre ist das Kind bekannt geworden mit mancherlei Gegenständen, besonders mit solchen, die sich in seiner unmittelbaren Umgebung befinden; zu diesen gehören z. B. das Bettchen, die Flasche, der Tisch, an dem es spielt, u. a. m. Alle diese Dinge bilden aber nur erst Momente des Lebensgefühls, weil sie ihre Eigenart noch gar nicht fühlbar machen. Mit dem Anblick der Schuhe, des Bettchens, der Flasche etc. steigt in der Seele des Kindes sogleich die Erinnerung an den Gebrauch dieser Gegenstände auf; damit ist „die auffassende Kraft des Geistes gebrochen, sodaß sie für jetzt nicht gesondert gesetzt werden“[58]). Das Bedürfnis nach Verständnis macht sich noch nicht bemerkbar; dies ist erst dann der Fall, wenn dem Blicke des Kindes etwas Neues begegnet, „das in das menschliche Leben geschlungen ist und doch in den lebendigen Gebrauch nicht eintritt oder in ihm nicht aufgeht“[59]). So beginnt das Kind zu s t u t z e n beim Anblick des Schneegestöbers und anderer Erscheinungen in der Natur. In seiner Seele bildet sich jetzt der Gegensatz einer verstandenen und einer unverstandenen Welt. Es kann zwar ohne diesen Gegensatz ein reiches Inneres „an sich“ vorhanden sein; jedoch kann dieses Innere nicht zum „Für-sich-Sein“ gelangen, ohne dem Drucke des „Anderen“ (und damit meint Glogau eben die unverstandene Welt) zu widerstehen und einen Druck auf dies Andere auszuüben[60]).

57) Abriß I, 68.
58) ibid.
59) ibid.
60) Abriß I, 69.

3. Zu diesen beiden Vorbedingungen, die zur Sprachbildung führen, kommt für Glogau als dritte die Arbeit. Ließ sich das Hervorbrechen des Interesses und das Erwachen eines Gegensatzes zwischen einer verstandenen und einer unverstandenen Welt an dem Seelenleben des werdenden Menschen von heute nachweisen, so müssen wir unsern Blick jetzt auf die geistige Entwicklung des Urmenschen richten. Allerdings lassen sich die beiden erstgenannten Vorbedingungen in gewisser Weise auf den Urmenschen auch übertragen; da aber der heutige Mensch unter ganz anderen historischen und kulturellen Bedingungen heranwächst als der Urmensch, so wird dadurch die Analogie zwischen Urmensch und Kind der Gegenwart nicht unbedeutend erschwert.

In der phylogenetischen Betrachtungsweise rückt Glogau die Arbeit in den Vordergrund, ohne das reiche ethnologische Material der neuesten Zeit im einzelnen berücksichtigen zu können. Durch die Arbeit besaß der Urmensch mehr ursprüngliche Schöpferkraft als das Kind der Gegenwart; aus diesem Grunde ist es so wichtig, diese dritte Vorbedingung der Sprachbildung von dem Geistesleben des Urmenschen aus zu verstehen.

Es läßt sich sehr leicht denken, daß sich dem Urmenschen bei seiner Entwicklung in entsprechend ähnlicher Weise ein Gegensatz von verstandener und unverstandener Welt fühlbar gemacht hat, wie es beim Säugling der Fall ist. Allein dieser Gegensatz würde den Urmenschen wohl kaum über die Stufe des Tieres erhoben haben, wenn er es nicht verstanden hätte, die unverstandene Welt in den Kreis des eigenen Ich zu ziehen; oder — anders ausgedrückt — wenn er es nicht verstanden hätte, die natürlichen Dinge für seinen eigenen Gebrauch „geeignet zu machen, da sie in ihrer natürlichen Form dem Menschen nicht dienen“[61]). Das heißt aber nichts anderes als: Der Mensch hat sich durch die

61) Abriß I, 70.

Arbeit über die Tierstufe erhoben. Auf den Kampf ums Dasein angewiesen, ist der Mensch der Arbeiter κατ' ἐξοχήν geworden. Da das natürlichste Werkzeug des Menschen, die Hand, nicht zu allen Erfordernissen der Arbeit ausreichte, so wurde der Urmensch zum Erfinder des Werkzeuges. „So wird die Hand geschont, veredelt, und doch ihre Kraft ins Unberechenbare vermehrt“[62]).

Das Werkzeug ist zunächst weiter nichts als Verlängerung und Verstärkung des Armes, der Hand, der Faust; so wurde der Arm zum Knüppel, und die Faust erfuhr in dem Steine eine wesentliche Verstärkung. Zwar zeigt sich anfangs das Werkzeug mit dem Körper noch ziemlich eng verwachsen, doch „löst es sich bald nach Form und Gebrauch als selbständige Größe vom Leibe ab und zwar umsomehr, je umfassender und eigenartiger allmählich die Aufgaben werden“[63]). Im Laufe der Entwicklung nahmen nun die Werkzeuge, „den Verrichtungen entsprechend“[64]), eine geschicktere Gestalt an: Der Knüppel wurde zur Keule, der Stein zum Hammer umgeformt. Die Arbeit veranlaßt eben zu einem fortwährenden Experimentieren. Damit wächst aber einerseits die subjektive Geschicklichkeit, andererseits die objektive Erkenntnis; und „so bereitet die Arbeit auch positiv der menschlichen Besonnenheit den Boden vor“[65]).

Von Arbeit kann nun aber nur die Rede sein in einem geordneten Gemeinwesen, in der menschlichen Gesellschaft. Familien- resp. Herdenleben existiert ja auch in der Tierwelt; es zeigen sich in ihm schon „die ersten Verhältnisse der Koordination und Subordination“[66]). Doch ist das Herdenleben der Tiere nur ein natürliches Gemeinschaftsleben, während die menschliche Gemeinschaft eine

62) Steinthal, Einleitung in die Psych. u. Sprachw. S. 343.
63) Abriß I, 70.
64) Grundr. d. Psych. 149.
65) Grundr. d. Psych. 150.
66) Abriß I, 71.

sittliche ist; und dies ist sie eben geworden durch die Arbeit. Dazu kommt, daß der Mensch in seinen Bedürfnissen nicht ein isoliertes Atom ist; denn, wie schon oben erwähnt, „abgelöst von dem Andern, kann niemand sein Sein betätigen, sondern jeder ist, isoliert, ein wertloses Bruchstück“[67]). Vielmehr ist der Besitz geistiger wie materieller Güter ein gemeinsamer, weil sie „auf das Mannigfaltigste ineinandergeschlungen“[68]) sind. „So entsteht einerseits ein vielseitiges Zusammenwirken mannigfaltiger Kräfte zu einem allen gemeinsamen Zwecke, und anderseits werden vielfach von dem Einzelnen Tätigkeiten geübt, die gar nicht direkt für ihn vollzogen werden“[69]), die ihm aber indirekt von Nutzen sein können. „Der Schwache und Hilflose schärft die Waffen, während der Starke auf der Jagd ist, das Weib übt andere Tätigkeiten als der Mann, der Herrscher andere als der Beherrschte“[70]). In der menschlichen Arbeit werden also die Grenzen des Egoismus durchbrochen, und dadurch wird die Organisation der Gesellschaft geschaffen und weiter gefördert.

b) Vorbereitende Stufen der menschlichen Sprache.

Eine Art Sprache, sahen wir früher, gibt es bereits bei den Insekten; „sie sprechen, indem sie sind“[71]). Ihre Sprache gibt sich in ihrer Körpermimik kund; diese ist der Ausdruck für die Vorgänge im Innern des Tieres. Bei den höher entwickelten Tieren kommt nun zu der Körpermimik der Laut hinzu (vorausgesetzt natürlich, daß die betreffenden Tiere stimmbegabt sind). Dieser Laut ist „den übrigen Bewegungen koordiniert“[72]); aber er ist noch nicht Sprache im eigentlichen Sinne, weil das Tier kein Selbstbewußtsein besitzt; denn Sprache im eigentlichen Sinne

67) Grundr. d. Psych. 157.
68) Abriß I, 71.
69) ibid.
70) ibid.
71) Abriß I, 48.
72) Abriß I, 73.

ist „die Entwicklung des Selbstbewußtseins“[73]). Da sich die Seele des Menschen von dem primitivsten Ursprung an allmählich, vielleicht im Laufe von Jahrtausenden zum Selbstbewußtsein entwickelt hat, ist es erklärlich, daß sich nur im menschlichen Geiste dies Gebilde emporranken konnte, das wir Sprache im eigentlichen Sinne nennen.

Für die (menschliche) Sprache ist aber von größter Bedeutung der Laut; er ist zum Sprachstoff, und damit zum Träger des Geistes geworden. (Eigentlich ist ja die Lautsprache nur ein Spezialfall von Körpermimik, nämlich eine sehr fein ausgebildete Mimik der Stimmorgane.) Worin liegt nun aber der Vorzug des Gehörssinnes vor den übrigen Sinnen? Geruch und Geschmack sind zu eng mit dem Körper verbunden, und auch der Tastsinn liefert eine Wahrnehmung nur bei unmittelbarer Berührung; durch diese drei Sinne ist also eine theoretische Mitteilung nicht möglich. Dem tieferen Seelenleben dienen also nur Gesichtssinn und Gehörssinn; sie sind die objektivsten Sinne. Nunmehr können wir unsere Frage dahin vereinfachen: Welchen Vorzug hat der Gehörssinn vor dem Gesichtssinn? — Einen Gegenstand sehen wir nur, wenn wir ihn fixieren; dabei spielt noch die jeweilige Beleuchtung, Tag, Nacht, Mond-, Sonnen- oder Lampenlicht eine nicht unwichtige Rolle. Dagegen hören wir einen Ton, auch wenn wir seine Quelle mit den Augen nicht wahrnehmen. Der Laut ist also „gegen den Wechsel von Tag und Nacht gleichgültig“[74]) und durchdringt Widerstände aller Art. „Raum und Zeit aufhebend, schwebt der Laut in idealen Regionen“[75]). Zu diesem Moment kommt noch ein wichtigeres zweites. Der Laut berührt nicht nur die physische Seite des Menschen, sondern er ergreift auch die psychische; er dringt nicht bloß ins Ohr, sondern auch zum Herzen, in die Tiefen der menschlichen Seele. „So ist die Tonwelt also auch innerlich dem

73) Abriß I, 73.
74) Grundr. d. Psych. 168.
75) Abriß I, 75.

Reiche des Gedankens näher verwandt, als das Reich der Gestalten und Farben und dadurch vor diesem als Darstellungsmittel bevorzugt“[76]).

Sehr wichtig für das Hervorbrechen menschlicher Rede sind nun auch die sog. Wahrnehmungsreflexe. „Sie sind noch nicht eigentliche Sprache, sondern nur erst Wurzeln des Sprachbaumes“[77]). In ihnen ist der Keim der Sprache enthalten. Der bloßen Triebsprache gegenüber stellen die Wahrnehmungsreflexe schon eine etwas höher entwickelte Form dar. Wir haben es hier lediglich mit den spezifisch menschlichen Wahrnehmungsreflexen zu tun. Aus den unartikulierten Wahrnehmungsreflexen entwickeln sich die spezifisch menschlichen (nämlich die artikulierten) Wahrnehmungsreflexe. Drei Momente besonders fördern die Entwicklung der Wahrnehmungsreflexe zur Sprache, nämlich die Arbeit, die Muße und die Gemeinschaft der Menschen. Durch die Arbeit gelangt die Anschauung der äußeren Dinge zu immer genauerer Ausbildung. In der auf die Arbeit folgenden Muße ziehen die Gegenstände, mit denen das Ich bei der Arbeit eng verflochten war, in der Erinnerung vorüber, wobei die subjektive Seite mehr und mehr zurücktritt. „Man gewöhnt sich also an die sinnvolle Betrachtung des Äußeren um seiner selbst willen“[78]). Ist nun die Seele so ganz und gar von einer Wahrnehmung gefesselt, daß alle Bewegungen des Subjekts zurückgedrängt sind, so wird eine plötzliche Veränderung, welche die äußere Anschauung erfährt, auch das Innere durcheinander werfen. Auf diese Weise kommt eine Synthese äußerer und innerer Elemente zustande. „Das Äußere ist ein Wesen geworden, dem ein Inneres zukommt, das ‚für sich‘ ist und nach inneren Motiven jene Bewegungen vollzogen, also gehandelt hat“[79]). Eine Ich-Form ist dem Objekt beigelegt. Das Ich wird in dem

76) Abriß I, 75.
77) Psychol. Formeln, S. 88.
78) Abriß I, 79.
79) ibid.

frei gegenüberstehenden Objekt angeschaut, während die inneren Formen sonst unbewußt bleiben. Die Seelenerschütterung entlädt sich in einem Lautreflexe; dieser bedeutet jetzt die beseelte Wahrnehmung, d. h. die durch das Ich-Leben gedeutete äußere Anschauung. Dies ist der Ursprung einer wirklichen Sprachwurzel, zugleich auch das Wesen mythischer Anschauungsweise.

Welche Bedeutung hat nun diese Sprachwurzel weiter? Die Anschauung, aus der die Wurzel erzeugt wurde, muß öfter wiederkehren (wie z. B. der Sonnenuntergang oder ein Gewitter), wenn sie der Herd einer Umwälzung im Inneren werden soll. Da sich der Laut „zu der Wahrnehmung addiert hat, so bleibt er in der Erinnerung mit ihr verknüpft. Von ihr ablösbar stellt er den Wert“[80]) der äußeren Anschauung für die innere dar; „ja, er vermag sie, wenn er aus irgend einem Munde ertönt, in voller Ausdehnung vor die Seele zu führen“[81]). Wenn der Laut wieder ertönt, so weckt er in der Seele des Hörenden die dem Laute assoziierte Anschauung, desgleichen wird der Laut durch die erneuerte Wahrnehmung geweckt. So kommt es zu einer wechselseitigen Befestigung von Laut und Wahrnehmung.

Nun tritt aber ein ständiger Wechsel in den Situationen der wahrgenommenen Gegenstände ein. Trotz der veränderten Lage ertönt bei seinem Sichtbarwerden derselbe Laut; er wird so zum Repräsentanten eines Anschauungskomplexes, wie z. B. die Anschauung ‚Mutter‘ beim Kinde. Der Laut bezeichnet jetzt eine „Einheit im Wechsel“[82]), eine Substanz inmitten ihrer Akzidentien. Mit dem Laute wird aber nicht bloß (z. B.) der laufende, bellende, schlafende Hund, sondern auch die verschiedenen Hunde bezeichnet. Man sieht hier eben schon die ersten Keime der Begriffsbildung mit Hilfe des Sprachlautes. Früher erklärte man in der Psychologie das Wort als verabredetes Zeichen für einen

80) Abriß I, 80.
81) ibid.
82) ibid.

Begriff, also als Folge des Begriffs; hier aber sehen wir, daß der Begriff erst mit Hilfe des Wortes zustande kommt. Je mehr die Sprachlaute gleich verschiedene Situationen und verschiedene Gegenstände bedeuten, so bedürfen sie, um eine einzelne Anschauung klar darzustellen, einer Ergänzung. Auf diese Weise entsteht der zweigliedrige Satz; z. B. der Hund bellt. Damit sind wir aus der Stufe der Wahrnehmung in die Stufe der Vorstellung getreten. Der Laut ist zum ‚Zeichen' geworden für eine bezeichnete ‚Sache', ein „μίμημα τοῦ ὄντος"[83]). Sache und Zeichen sind zwei verschiedene Dinge; das Bewußtsein ist in ein Reich der Gegenstände oder Objekte und ein Reich der subjektiven Begriffe gespalten. „Dieser Gegensatz bildet die Grundlage nicht bloß für den Sprachprozeß, sondern der ganzen spezifisch menschlichen Entwicklung"[84]). Wir sind auf dieser Stufe nicht mehr an die sinnliche Wahrnehmung gebunden, sondern wir vermögen durch das Zeichen immer neue Assoziationen an die alten Gebilde zu knüpfen und diese wieder neu umzugestalten. So wird mit Hilfe der Sprache die Vorstellung erzeugt.

Zuerst bedeuten die Wurzeln geteilte Anschauungen, dann aber die Einheit in den menschlichen Situationen. Solche Einheiten können aber „nur durch ihre Verfestigung im Laute ein gesondertes Dasein führen, da sie in der Sinnenwelt nicht ‚sind'"[85]). In der Sinnenwelt gibt es nur die verschiedenen konkreten Situationen. Da aber bei dem Gebrauch der Wurzeln zunächst noch „alle Kräfte der Seele beteiligt sind, und die Laute noch nicht einer gedankenlos angewendeten Münze gleichen"[86]), so gibt sich die Veränderung eines Gegenstandes (z. B. der Mutter) auch im Reflexlaut kund. Infolgedessen entstehen Variationen der Wurzeln. Der Lautkomplex ist biegsam und weich; er

83) Abriß I, 81.
84) ibid.
85) Abriß I, 82.
86) ibid.

kann die charakteristischen Modifikationen fixieren, ohne daß die Einheit des Lautkomplexes verloren geht. Auf diese Weise kann sich eine Urwurzel so umbilden, daß die Verwandtschaft der Glieder einer solchen Familie gar nicht mehr besonders klar hervortritt, sondern diese Glieder als unabhängige Größen erscheinen. Die Zahl der bevorzugten Urwurzeln ist höchstwahrscheinlich sehr klein gewesen; dennoch ist der gesamte Wortvorrat aus ihnen bestritten worden. Aus der Unzahl anderer Reflexe ist nur eine geringe Auswahl übrig geblieben, nämlich zur formalen Determination der Anschauungsgebilde. „Die übrigen verblaßten vor der aufgehenden Sonne“[87] (nämlich der bedeutungsvollsten Wahrnehmungsreflexe).

c) Die Entwicklungsstufen der Unterredung.

Ehe Glogau die Entwicklungsstufen der menschlichen Rede (Unterredung) darlegt, schickt er noch einige wichtige Bemerkungen über deren Vorstufen voraus. Diese sind

1. der Alalismus,
2. das Selbstgespräch.

Die erste Vorstufe (und damit in gewissem Sinne schon die unterste Stufe) der menschlichen Rede ist der Alalismus; d. h. die Sprache des Urmenschen, soweit er durch die Arbeit über die Stufe des Tieres erhoben ist. Den Alalismus muß man sich aber im wesentlichen noch als Gebärdensprache vorstellen; er geht fast ganz im Triebleben auf und seine „Ausdrucksmittel überschreiten noch nicht viel die unmittelbaren Reflexe“[88]. Weil in ihr die Triebe noch immer die herrschende Rolle spielen, kann sich diese Sprache nicht zu freier Anschauung entwickeln.

Die Überschreitung des Alalismus vollzieht sich in dem Selbstgespräch, welches als die „erste Erscheinung menschlicher Besonnenheit“[89] zu betrachten ist. Wenn

87) Abriß I, 82.
88) Grundr. d. Psych. 161.
89) Abriß I, 78.

der Mensch nach vollzogener Arbeit ausruht, und, nun der Erinnerung hingegeben, die vergangenen Ereignisse, wie bestandene Gefahren und dergleichen an seiner Seele vorüberziehen läßt, tritt in seinem Innern eine Spannung ein, aus der sich der Laut entringt. Damit erfahren die Erinnerungen eine tönende Darstellung und werden zur deutlichen Anschauung. Der Sprechende aber spricht nicht für andere, sondern für sich. Dadurch, daß er sich selbst sprechen hört, verstärkt er seine Anschauungen. „Die Anschauung (welche erinnert wurde) hebt sich auf den Fittichen des Klanges aus dem Subjekt heraus, und indem sie sich ihm gegenübersetzt, tritt sie zugleich doch wieder in das Subjekt zurück“[90]). Da jedoch der Mensch in Gemeinschaft mit anderen Menschen lebt und handelt, so wird sein Selbstgespräch unwillkürlich und unmittelbar zur Unterredung; da erst erhält die menschliche Rede ihren vollen Wert, ihre volle Entwicklung und Ausprägung.

Nach Glogau haben wir nun fünf verschiedene Entwicklungsstufen der Unterredung zu unterscheiden:

1. die durch die Arbeit veranlaßte Rede,
2. die Rede in der auf die Arbeit folgenden Muße,
3. die Berichterstattung,
4. der Mythus,
5. die veränderte Form des Denkens, Lehren und Lernen.

Erste Stufe der Unterredung. Bei der Arbeit treten zwei für das menschliche Leben sehr wichtige Momente hervor:

a) die Ausbildung eines festen Usus,

b) die Unterordnung unter den Führer.

„Die regelmäßige Wiederkehr aller praktischen Tätigkeit entwickelt einen Usus, der einerseits fest genug ist, um volles Verständnis zu sichern, anderseits jedoch eine weite Biegsamkeit der Zeichen nicht schädigt“[91]).

90) Abriß I, 77.

91) Grundr. d. Psych. 163.

Noch viel wichtiger aber als die Bildung eines festen Usus ist für die Unterredung die Tatsache, daß in der Arbeit und durch die Arbeit die Autorität wächst. Das Werk mehrerer (z. B. ein Jagdunternehmen) kann erst richtig gedeihen und zu einem guten Erfolge geführt werden, wenn die Arbeitenden der Stimme Eines (des Führers) gehorchen; indem sie sich dem Befehle des Führers unterwerfen und schweigen, können sie auch verstehen. Glogaus Ansichten hierüber sind etwa dieselben, die Lazarus mit folgenden Worten ausdrückt: „Die Gesellschaft ist gerade dadurch von einem unberechenbaren Einfluß auf die Sprachschöpfung, daß der Mensch in ihr nicht bloß spricht, sondern auch hört, nicht bloß denkt, sondern auch versteht“[92]). In der Arbeit entwickelt sich natürlicherweise auch die Gegenrede; denn da der Führer (z. B. bei einer Unternehmung gegen feindliche Stämme) nicht alles übersehen kann, so ist er darauf angewiesen, sich von seinen Genossen Bericht erstatten zu lassen. Diese berichten nun „aus dem Sinne, d. h. in der Sprache des Führers“[93]). So zeigt es sich, wie die Denkweise des Führers auf die seiner Untertanen übergeht; der Führer bildet für die Genossen „die herrschende Vorstellung, auf welche alles unbewußt bezogen wird“[94]).

Bei alledem ist jedoch wohl zu beachten, daß auf dieser Stufe der Unterredung die Sprachlaute aus der nebenher gehenden, unmittelbaren Anschauung der Dinge erfaßt und durch deren Hilfe gedeutet werden. Die Vorstellung, d. h. die Anschauung nicht gegenwärtiger Gegenstände hat sich noch nicht gebildet. Immerhin aber „entsteht und befestigt sich hier die Gewohnheit der M i t t e i l u n g“[95]); das ist das Charakteristikum dieser Stufe. „Man lernt, daß es so etwas gibt wie Sprache und bedient sich ihrer in stets ausgedehnterem Maße und mit immer mehr Absicht“[96]).

92) L a z a r u s, Leben der Seele Bd. II S. 160.
93) Abriß I, 83.
94) ibid.
95) Abriß I, 84.
96) ibid.

Zweite Stufe der Unterredung. Nicht die Wahrnehmung, sondern die Phantasie liefert den Sprachstoff. In der Zeit der auf die Arbeit folgenden Muße und Ruhe ist die Seele der Erinnerung an die gemeinsam bestandenen Mühsale hingegeben. Für die Entwicklung des Phantasielebens ist gerade die Muße von entscheidender Bedeutung; denn dann kann die Phantasie, die „sich über die niedere Endlichkeit aufschwingt, ihre beglückende und erhellende Wirksamkeit“[97]) entfalten. Die in der Seele auftauchenden Phantasiegebilde sind zum Teil schwach, zum Teil aber auch erregter. Sobald sie nun einen höheren Stärkegrad erreichen, entringt sich dem Träumenden ein Laut; und dieser Ton wird dann von demjenigen, der ihn am stärksten empfindet, aufgenommen und von ihm wiederum in seiner Weise fortgeführt. „Dabei ist immer daran zu denken, daß wir es nicht mehr mit zerfließenden tierischen Klage- oder Freudetönen zu tun haben, sondern mit festgeprägten artikulierten Lauten. So träumen Knaben gemeinsam von den Abenteuern und Gefahren der Zukunft, und einzeln ausgesprochene Sätze und Worte genügen ihrem Verständnis“[98]).

Die Phantasie also bietet hier allein den Gedankenstoff. Dem Laute ist die Unterstützung von außen entzogen; er muß jetzt allein bedeuten. Auf diese Weise empfängt der theoretische Geist eine viel stärkere Anregung. „Aus der Wahrnehmung herausgelöst, wird der Laut zum festen Punkte, um welchen sich ein bestimmter Gedankenstoff genau anlagert“[99]).

Dritte Stufe der Unterredung. Diese Stufe wird entwickelt durch die Berichterstattung. Sie tritt ein, wenn die Unterredenden nicht das Gleiche erlebt haben. Glogau erörtert dies an einem treffenden Beispiel aus dem Jagdleben des Urmenschen[100]): Die heute ausgezogenen

97) Glogaus Vortrag: Die Phantasie, S. 9.
98) Abriß I, 84.
99) ibid.
100) Abriß I, 85.

Jagdgenossen mögen dasselbe erleben wie gestern, jedoch nicht ohne manche weitgreifenden Modifikationen. Für den geschärften Sinn des Jägers, den die freie Lust und ein nicht allzu schwerer Druck der Not auf die Jagd hinaustreibt, ist aber alles wichtig. Er nimmt alles wahr und merkt sich auch alles. So können die Heimkehrenden ihre Gefährten, die mit ihnen gestern auf die Jagd gezogen sind, nicht sehen, ohne daß neben dem heute Erlebten die Erinnerung an die gestrigen Ereignisse aufsteigt. Es tritt also eine lebhafte seelische Spannung ein, welche die Mitteilung veranlaßt; man erzählt, und der andere versteht. Dies Verständnis ist aber völlig abhängig von dem durch die bisherige Erfahrung entwickelten geistigen Besitz. Der Hörende versteht, so gut er kann. Taucht nun in dem Berichte der Genossen etwas für den Hörenden Unbekanntes auf, so vermittelt und unterstützt das Benehmen der Berichterstatter das Verständnis; denn der Äußerung nach ist das Gespräch noch ganz von der Pantomime durchwachsen. Wenn es aber auch des klaren Verständnisses für die Elemente der in Rede stehenden Anschauungen ermangelt, so haftet es doch wenigstens im Gedächtnis als ein anderes, dem gelegentlich noch einmal die spätere Erfahrung zum vollen Verständnis verhilft. So verstehen z. B. auch Kinder, die dem Gespräch Erwachsener zuhören, oftmals erst nach mehreren Jahren der Worte dunklen Sinn.

Die Berichterstattung knüpft natürlich an ein gemeinsames Wissen an. Die auf die Jagd gezogenen Genossen erhalten gewissermaßen einen Überschuß an innerem Besitz gegenüber den Daheimgebliebenen. So tritt eine psychische Spannung ein, die sich in dem Bericht zu entladen sucht. Diese psychische Spannung bemächtigt sich aber auch des Hörenden; daraus erwächst das Bedürfnis, sich den Bericht des Anderen zu deuten. „Hier sieht man den Wert der sozialen Organisation, welche Unterschiede erschafft und ohne Individualisierung undenkbar ist. Indem jeder in den anderen hineinwächst, er-

hebt jeder sich über sich selbst“[101]). — Glogau legt also bei dieser Entwicklungsstufe der Unterredung das Hauptgewicht darauf, zu zeigen, wie die Rede, obgleich noch mannigfach von der Pantomime begleitet, zur theoretischen Mitteilung heranwächst, und dieses geschieht eben durch die in der Lebenspraxis gewonnene Erfahrung. So ist „die Rede wahrhaft menschliche Rede geworden“[102]).

Die beiden nun folgenden Stufen der Unterredung bringt Glogau nicht in Zusammenhang mit den drei soeben dargestellten; den Mythus behandelt er in dem zweiten, dem kategoriellen Teil der dritten Entwicklungsstufe des Geistes[103]). Die letzte Stufe der Unterredung gehört in die vierte Entwicklungsstufe des Geistes. Wir fügen aber hier schon die vierte Stufe der Unterredung wegen des Zusammenhanges mit den drei voraufgehenden Stufen an, da wir so am praktischsten den Übergang zu der vierten Entwicklungsstufe des Geistes gewinnen.

Vierte Stufe der Unterredung. Als vierte Stufe der Unterredung bezeichnet Glogau den Mythus, die mythische Denkweise. Diese Stufe ist dem Boden der Praxis gänzlich entrückt. Was haben wir nun nach Glogau unter dem Begriff „mythische Denkweise“ zu verstehen? Zunächst mögen uns einige Beispiele die Antwort auf diese Frage geben. In dem Satze: „Der Wind heult“, oder „der Himmel lacht“, oder „der Sturm braust“ haben wir einen mythischen Ausdruck. Wind, Himmel, Sturm werden hier als Personen gedacht. Mythische Anschauungsweise ist z. B. auch diejenige, die in dem Gewitter das Toben der Schlacht, in den Blitzen die dahersausenden Lanzen sieht, die gegen den Feind, den schwarzen Wolkendämon geschleudert werden[104]). Dem mythisch denkenden Menschen

101) Abriß I, 86.
102) Abriß I, 85.
103) Abriß I, 90 f.
104) Grundr. d. Psych. 181 ff.

„gilt die im Abendrot sinkende Sonne als sterbender Held, dessen Blut zur Erde fließt“[105]). In diesen mythischen Gebilden erweist sich weniger das Gedächtnis, als gerade die Einbildungskraft schöpferisch. Der Geist bemächtigt sich hier „zum ersten Male in umfassender und tiefgreifender Weise des Objektes“[106]). Der Mensch kann die Vorgänge in der Natur nicht anders begreifen als dadurch, daß er sie aus seinem eigenen Personleben heraus als Taten von Personen vorstellt. So wird eben alles animistisch belebt und persönlich gedacht: Wolken, Bäume, Winde und Flur[107]).

Dies ist nun aber äußerst wichtig für die Entwicklung des Selbstbewußtseins. Der Mensch sieht zunächst das Äußere; sein Innenleben kann er, obwohl er es doch lebt, noch nicht fassen. Indem aber im Mythus äußere Vorgänge (wie Gewitter, Sturm, Blitz) mit dem eigenen inneren Erlebten zusammenschießen, schaut er (infolge dieser mythischen Auffassung) das eigene Innere. Indem diese Art des Erlebens, nämlich das Zusammenschießen von Innerem und Äußerem, in der Sprache einen Ausdruck sucht, erbebt sie sich zur „Darstellung des menschlichen Inneren“[108]). Der Mensch projiziert sich gewissermaßen sein eigenes Innere nach außen. „Der innerste Trieb, der den Menschen mit unzerstörbarer Freudigkeit an die ‚erzählende Rede‘ kettet und ununterbrochen an ihr schaffen läßt, ist der Drang, sein eigenes Wesen zur Selbstanschauung herauszuarbeiten“[109]). Durch den Mythus hat „der Mensch zuerst einen über dem Persönlichen (d. h. Individuellen) liegenden, allen gleich wichtigen Interessenkreis gewonnen[110]). In der mythischen Weltanschauung objektiviert sich der ganze Mensch. Die

105) Abriß I. 199.
106) Abriß I, 198.
107) Abriß I, 90.
108) ibid.
109) ibid.
110) Glogaus Vortrag: Die Phantasie, S. 28.

Mythen schaffende Phantasie ist die höchste Tätigkeit des unbewußt schaffenden Geistes“[111]).

Der mythische Geist ist zunächst auf das Verständnis der Außenwelt vermittels des Ich-Lebens gerichtet. So entstehen einzelne mythische Züge, die sich schließlich, von der Tradition weiter ausgesponnen und in kausale Beziehung gebracht, zu einer zusammenhängenden Weltanschauung (zu einer Art mythischen Systems) erweitern. Allmählich aber werden die dem Menschenleben inkommensurablen ursprünglichen Züge immer mehr abgestoßen, und die Götterwelt wächst schließlich vom Himmel auf die Erde herab. Es bildet sich so die anthropomorphische Anschauung von der Gottheit. Die Götter mischen sich mit dem Menschengeschlechte und nehmen auch die Formen des menschlichen sozialen und sittlichen Lebens an. Auf diese Weise schreitet der Geist aus dem Chaos der niederen Wahrnehmung zur äußeren Anschauung fort. „Alle jene rätselhaften und willkürlichen Veränderungen, welche die niedere Wahrnehmung zeigt“[112]), gelten jetzt als Analoga menschlicher Handlungen. Zwar besteht die Gefahr, daß der Mensch seinen Geist in Fesseln schlägt, indem er von einer gegebenen Kulturstufe aus (mit ihren vorhandenen Anschauungen, Sitten etc.) eine zusammenhängende Weltanschauung zu erringen sucht. Diese Fesseln werden aber „vermittels des in der Mitte des Stromes lebendig fortschreitenden Teiles des Volkes“[113]) gesprengt. Da sich das einmal Bestehende jeder Umbildung feindlich entgegensetzt, so setzt das beständige Ringen des Neuen und Alten feste Gegensätze — Parteien und Stände — voraus, die sich zerreiben und umformen und immer wieder, obgleich in anderer Gestalt, hervortreten. So wird sich der mythische Götterkreis einmal „zur theologisch-philosophischen und schließlich zur naturwissenschaftlichen Weltanschauung auswachsen“[114]). Anderseits wird der mythische Götter-

111) Glogaus Vortrag: Die Phantasie, S. 38.
112) Abriß I, 91.
113) ibid.
114) ibid.

kreis durch die poetische Formung dem menschlichen Haushalt immer näher geführt, bis das Nachdenken die Verhältnisse des praktischen Lebens ergreift und der geschichtliche (nicht mehr mythische) Sinn erwacht. Sobald aber das Naturgeschehen und das menschliche Leben auf allgemeine Gesetze zurückgeführt wird, ist der Geist in die vierte Entwicklungsstufe getreten.

Das Charakteristische dieser dritten Entwicklungsstufe des Geistes liegt, kurz zusammengefaßt, in dem einen Begriffe: „Mythische Denkweise"; d. h. bei Glogau: der Geist bemächtigt sich der Objekte, indem er sie durch das eigene Innere deutet, oder er faßt das eigene Innenleben, indem er es außer sich an den Objekten anschaut. „Bietet also die zweite Stufe wesentlich nur Gefühlserregungen (als die Mittelpunkte dar), um welche die elementaren Gruppen anschießen, so entwickelt die dritte Stufe daneben die mythischen Gebilde"[115]). Das Erkennen ist jetzt also nicht mehr bloßes Gefühl, sondern die Phantasie tritt als starke Geisteskraft hervor und bewirkt den Wandel von der unmittelbaren zur mittelbaren Anschauung.

Vierte Stufe: Der wissenschaftliche Geist.

Glogaus Ausführungen über die vierte Entwicklungsstufe des Geistes berühren sich zum großen Teil sehr nahe mit der Geschichtsphilosophie. Man könnte dieses Kapitel geradezu einen Beitrag zur Geschichtsphilosophie nennen. Während auf den vorhergehenden Stufen die Entwicklung des Geistes teils an dem Seelenleben des Kindes (ontogenetisch), teils an dem des Urmenschen resp. der Urmenschheit (phylogenetisch) aufgezeigt wurde, so bietet für die letzte Stufe die Geschichte der (nicht mehr mythisch) denkenden Menschheit selber das empirische Material.

Auf der vierten Entwicklungsstufe wird die mythische Denkweise überwunden und zur wissenschaftlichen um-

115) Abriß I, 198.

gebildet. In gewissem Sinne reicht aber auch die mythische Denkweise noch bis in das Geistesleben der Gegenwart hinein, obwohl sich seit etwa 2½ Jahrtausenden eine höhere Stufe des Geistes, das wissenschaftliche Denken, zu bilden begonnen hat. Dieses mythische Denken, das heute noch nicht ganz überwunden ist, zeigt sich sowohl in mancherlei Redewendungen, wie z. B. „der Wind heult, der Himmel lacht" und ähnlichen, als auch ganz besonders in dem Verhalten der Kinder und in dem Aberglauben[116]) des Volkes.

Eine Art mythischen Denkens besteht auch ferner noch dann, wenn man von dem Willen und der Macht der Freundschaft als von seienden Dingen und Personen redet. Doch sind dies, wie gesagt, nur spärliche Überreste mythischer Denkweise. Schon früh zeigte sich in den hochbegabten Kulturvölkern die Tendenz zurDurchbrechung der mythischen Stufe; dieser Durchbruch geschah theoretisch endlich im Kreise der griechischen Denker, praktisch im Christentum.

Im Mythus war der Mensch das Maß der Dinge; d. h. alle Dinge werden nach der Analogie menschlicher Persönlichkeiten aufgefaßt und beurteilt. Dieses Maß, „nach welchem die objektiven Dinge (bei ihrer Auffassung) bestimmt und geformt werden"[117]), erweist sich aber als verschieden je nach Zonen und Zeiten, Ständen und Lebensaltern. So verschieden nun wie der Mythus zweier entfernt wohnender Völker ist, ist auch die Weltanschauung des Kindes von der des Greises. Es wohnen in den Geistern „lauter verschiedene Welten"[118]). Ursprünglich entwickelt jedes Volk in

116) Ehe sich das religiöse und überhaupt geistige Leben zur Stufe des bewußten Geistes (Wissenschaft, Sittlichkeit, Kunst) erhob, hatte es eine „Kinderkrankheit" durchzumachen, an der heutigen Tages noch die Naturvölker, ja auch breite Schichten vieler Kulturvölker zu leiden haben, nämlich an dem Aberglauben. „Aberglaube ist die naive Ausgestaltung oder die halb bewußte fratzenhafte Verzerrung von oft ganz berechtigten Motiven, die ihm zu Grunde liegen" (Psych. 88). In ihm gerade spüren wir noch bis in die Gegenwart hinein „den Geist vergangener Jahrtausende" (Abriß I, 97).

117) Abriß I, 98.

118) ibid.

einer, seinem Geiste charakteristischen Weise eine Eigenart, die anfangs gar nicht bewußt wird; sie tritt erst bei Berührung mit einem anderen Volke (z. B. bei einem Eroberungszuge) ins Bewußtsein. So entsteht ein negatives Verhältnis zwischen zwei Völkern, das sich nur allmählich hebt, durch den gegenseitigen Handelsverkehr und den Austausch geistiger Erzeugnisse. Dies führt dann zur gegenseitigen Ergänzung und schließlich zur Mischung der Völker und zur Zusammenfassung in große Weltreiche. Durch die Vereinigung und das Ineinandergehen zweier oder mehrerer Völker ist nun allerdings die individuelle Kraft des einzelnen Volkes gebrochen; seine Eigenart muß es opfern. Dafür tritt aber als Ersatz die gegenseitige Ergänzung auf und bildet ein wesentliches Moment für die weitere günstige Entwicklung jedes einzelnen Stammes.

Sehr wesentlich für die Durchbrechung der mythischen Denkweise ist auch das Emporkommen der Geschichtsauffassung und der ersten philosophischen Konzeptionen. Die Uranfänge der Geschichtsauffassung sind in den Lokalsagen, den Theogonien und den epischen Cyklen zu sehen; besonders in Griechenland hat sich die Geschichtsschreibung zu relativ hoher Blüte entfaltet; den Höhepunkt bilden Herodots Synopsis und das Geschichtswerk des Thukydides. Dieser war jedoch seiner Zeit schon weit vorausgeeilt; dem Altertum blieb im wesentlichen der Sinn für eine pragmatische Geschichtsauffassung, wie sie sich bei Thukydides findet, noch fremd. Im allgemeinen blieb die Antike in der Geschichtsschreibung auf der Stufe stehen, wie sie durch folgende Worte Herodots charakterisiert wird: Τὰ γὰρ τὸ πάλαι μεγάλα ἦν, τὰ πολλὰ αὐτῶν σμικρὰ γέγονε, τὰ δ'ἐπ' ἐμεῦ ἦν μεγάλα, πρότερον ἦν σμικρά. τὴν ἀνθρωπηΐην ὢν ἐπιστάμενος εὐδαιμονίην οὐδαμὰ ἐν ταὐτῷ μένουσαν ἐπιμνήσομαι ἀμροτέρων ὁμοίως (I 5, 2).

Wie die Geschichte, so hat auch das Epos seinen Ursprung in dem Mythus. „Indem man sich mit aller Energie in die innere Seite des Mythus versenkte, wandelte sich ferner

das Epos zum Drama und entstand daneben die ethische Spekulation, während anderseits die Beachtung des wechselseitigen Überganges des Entgegengesetzten in der Natur aus der Kosmologie die Naturphilosophie und die Lehre von der Einheit und Harmonie des Weltalls hervorgehen ließ“[119]). Die antike Weltanschauung war vorwiegend auf das Ästhetische gerichtet (vgl. κόσμος = Welt); doch liegt darin eine gewisse Schranke für das antike Denken; es war ontisch, nicht genetisch.

Mit dem Aufkommen und der Entwicklung der Geschichtsauffassung entstanden nun auch die ersten philosophischen Konzeptionen, die über die Naturphilosophie und Sophistik hinführen zu den Heroen der griechischen Denker: Sokrates, Plato, Aristoteles. „Nachdem die ersten philosophischen Theorien sich an den Widersprüchen zerrieben hatten, welche die einseitige Entwicklung gewisser berechtigter Grundtendenzen hervortreiben mußte, stellten die Sophisten das Ideal einer allgemeinen Bildung auf, die sich auf letzte Fragen am liebsten nicht einließ (Positivismus). Im Gegensatze zu ihnen grub die sittliche Energie des Sokrates die Fundamente der sittlich-geistigen Weltanschauung, dabei zugleich die Formen der Induktion und des begrifflichen Denkens hervorziehend“[120]). Die Sophistik ist von Sokrates überwunden worden. Sokrates, Plato und Aristoteles sind die eigentlichen Schöpfer des philosophischen Denkens. Sokrates erfand „die logischen Formen der Induktion und des Begriffes, durch welche das Einzelne, d. h. die unmittelbare und die mittelbare Anschauung durchbrochen“[121]) wurde. Die intellektuale Anschauung, wie sie Sokrates geschaffen hat, ist dann von Plato zu Idee vertieft worden. „Platos Ideenlehre ist ihrer inneren Tendenz nach (nicht der endgültigen Ausführung nach) der Höhepunkt der griechischen und die tiefste Grundlage aller Philosophie.

119) Abriß I, 99.
120) Grundr. d. Psych. 223.
121) Abriß I, 105.

Sie sieht in der „Welt“ nicht das wahre Sein, sondern ü b e r der sinnlichen erkennt sie eine geistige Ordnung der Dinge, aus der jene als ein trübes A b b i l d hervorgehe“[122]). So hat Plato der Erkenntnistheorie zu einer glänzenden Entwicklung verholfen. Da ihm aber „die entgegenkommenden Vorarbeiten der Empirie“[123]) fehlten, so konnte sich der tiefste von ihm geschaffene Begriff, die ἀνάμνησις nicht entfalten[124]).

Dagegen hatte Aristoteles bereits eine umfassende e m p i r i s c h e Kenntnis. Seine Begriffe haben einen geschlossenen, ontischen Charakter; ferner zeigt sich bei Aristoteles eine auf Vernichtung der Empirie und Philosophie hinzielende Tendenz. „Da er nun aber die Materie als das an sich Tote zugelassen und das μὴ ὄν zum ὄν erhoben hat, wird er folgerecht auch zum πρῶτον εἶδος, zur transzendenten Gottheit getrieben, und d. h. er ist dem Dualismus und Dogmatismus verfallen, der späteren christlichen Philosophie eine willkommene Grundlage“[125]). Aristoteles bildete „die einzelnen wissenschaftlichen Grundbegriffe heraus, sowohl die allgemeinen der Logik und Metaphysik als auch diejenigen, in denen sich die lediglich auf das Diesseitige, Erfahrbare sich richtenden Fachwissenschaften bewegen konnten“[126]).

Die heutige Aufgabe besteht nun in der Weiterbildung der empirischen Wissenschaft. Das, was der Empiriker in sich erzeugt (z. B. der Geschichtsforscher die ungeheuren Zeiten und Räume der Weltgeschichte, oder der Astronom

---

122) Grundr. d. Psych. 224.

123) Abriß I, 107.

124) G l o g a u begann vor seiner verhängnisvollen Reise nach Griechenland eine allgemeine Geschichte der Philosophie zu schreiben mit der Absicht, die einseitig berechtigte Grundtendenz jedes Philosophen hervortreten zu lassen. Diese Schrift gedieh nur bis Plato excl. Das Fragment ist von Professor S i e b e c k herausgegeben unter dem Titel: „Das Vorstadium und die Anfänge der Philosophie“ (Kiel 1895).

125) Abriß I, 107.

126) Grundr. d. Psych. 224.

die unermeßlichen Formen des Himmels), ist zwar Vorstellungs- und Denkäquivalent, aber keineswegs dem gleich oder identisch, was z. B. die Gestirne an sich sind. Dabei hat schon eine Umbildung des empirischen Gehalts in das begriffliche Denken stattgefunden; die Anschauung, die auf das Einzelne ausging, ist bereits verlassen. Das ist schon ein Schritt dazu, daß das **Wesen** der Dinge als solches erfaßt wird, nicht bloß ihre Erscheinung. Dazu kommt die philosophische Bearbeitung, welche dartut, daß das, was der Empiriker für das unmittelbare Sein äußerer Dinge hält, ein vermittelter Denkprozeß ist.

Mit Plato und Aristoteles ist das logisch wissenschaftliche Denken erwacht, zur eigentlichen Entfaltung aber erst in der Neuzeit gelangt. Die überlebten antiken Völker hatten nicht mehr die Triebkraft, diese weitere Entfaltung zu leisten. Da trat das Christentum in die Lücke; es wandte sich aber zunächst nicht an die logisch Geschulten, sondern an das Gemüt des Volkes, an die Armen und Gedrückten. Erst als das Christentum Wurzel gefaßt und die Volkskraft immer mehr und mehr durchdrungen hatte, da trat die Kirche das Erbe des Aristoteles an. Der Geist der griechischen Philosophie fand Eingang in der Gestaltung des Dogmas. Im Mittelalter wurden die großen Gedanken eines Plato und Aristoteles fortgesetzt. So bildet das Christentum gewissermaßen „die ‚Nabelschnur' zwischen der alten und neuen Entwicklung"[127]). Die Neuzeit durchsetzt sich mit den reichsten Elementen des antiken Lebens; „die Völker werden von der neuen und höheren Gesinnung durchsäuert, daß sie Brüder seien im Geiste und Kinder des einen Vaters"[128]). Daher hatte die moderne Welt, die ihren Lauf in dem breiten Römerreich begann, auch innerlich bald eine viel größere Weite. „Als sie endlich zu einer reineren und umfangreicheren Aufnahme des Altertums erstarkt war, geschah die Renaissance so allmählich und in solchen Formen,

127) Abriß I, 109.
128) ibid.

daß die neu sich emporringende Kraft zwar gereizt und vielfach befruchtet, aber nicht erdrückt wurde. Die toten Schätze des Altertums mußte man in schwerer Arbeit selbst erst beleben, um sie zu besitzen“[129]).

Ein weiterer Fortschritt geschah, als das Dogma der Kirche, das wie eine schützend umhüllende Schale das neue Leben zusammengehalten hatte, gründlich durchbrochen wurde. Da traten die Aufgaben in viel größerer Vielseitigkeit, aber auch in viel größerer Zersplitterung und „in einem, bis zur völligen Verständnislosigkeit sich spannenden Gegensatze hervor“[130]). Im Verhältnis zur Antike waren die Geister gewaltig erweitert. Aber dennoch — trotz Renaissance und Reformation — war ihre Vollkraft doch noch erst latent. Der moderne Geist hatte sich bisher rezeptiv verhalten; er hatte sich am überkommenen Dogma und der überkommenen Kultur des Altertums genährt. So bildeten die im unbewußten Grunde der Seele entstandenen Kombinationen eine dunkle Gärung, Spannkräfte, die endlich in tausend Versuchen zerstörend und neu bildend hervortraten.

Die mythischen Elemente in der Volksanschauung waren meist beseitigt, eine große Übung im formalen Denken und „die logisch-metaphysischen Grundbegriffe Allgemeingut der gebildeten Geister geworden“[131]). Im Zeitalter der Entdeckungen war die Zuversicht auf die geistige Kraft ins Unbestimmte gewachsen. Durch die Renaissance, die Entdeckungen, die Reformation und namentlich durch das neu erwachende philosophische Denken gewann die moderne Weltanschauung eine schärfere Durcharbeitung und immer tiefere Fassung, die sich natürlich zuerst in vereinzelten und entgegengesetzten Richtungen bewegte. Man machte sich nunmehr an die Erkenntnis der Dinge, zunächst der äußeren Dinge durch die Naturwissenschaft. Der Natur tat man,

129) Abriß I, 109.
130) Abriß I, 110.
131) ibid.

nachdem sie durch das Christentum von Gott losgelöst war, keine Schmach an, wenn man sie den nüchternen, logischen Kategorien unterwarf. „Die Welt, das **Werk** Gottes, war von dem transzendenten Schöpfer ganz abgelöst, und die Herrlichkeit desselben wurde lediglich gesteigert, wenn in ihr ein mechanisches Kunstwerk entdeckt wurde“[132]). In der Geisteswissenschaft waren die Aufgaben des modernen Geistes viel komplizierter als in der Naturwissenschaft. Zunächst arbeitete sich die Erkenntnis des Geistes am griechisch-römischen Altertum hervor. Später wurde sie gefördert durch die „Verschiedenheiten der nebeneinander arbeitenden Kulturvölker“[133]). Der Gegenstand der Geisteswissenschaft war für die kausale Betrachtung nicht sofort geöffnet, wie die Natur, sondern er mußte erst in der inneren Anschauung wieder erzeugt werden. „Das war nur durch eine Entwicklung der inneren Anschauung möglich, welche Jahrhunderte umfaßt hat“[134]). Dazu kommt außer anderen Übelständen, daß sich das Innere einer logisch mechanischen Betrachtung wenig zugänglich zeigt.

Eine hochinteressante Betrachtung widmet Glogau nun der Methode des Denkens auf der vierten Stufe. Das Kind und der mythisch denkende Mensch nehmen die geistige Luft ihrer Umgebung unbewußt in sich auf; dagegen vollzieht sich auf der wissenschaftlichen Stufe das Lehren und Lernen nicht unbewußt, sondern es setzt „die feste Fixierung des Inhaltes und die scharf ausgesprochene Zweiheit von Lehrer und Schüler voraus“[135]). Als charakteristische Schlagwörter können wir für die Methode des Denkens wählen: Nicht λέγειν, sondern διαλέγεσθαι; nicht bloße Erzählung (μῦθος), sondern wissenschaftliche Untersuchung (ἐξέτασις).

Wir sehen also hier den Geist in die Bahnen des wissenschaftlichen Denkens gewiesen; er wird logisch geschult.

132) Abriß I, 110.
133) Abriß I, 111.
134) ibid.
135) Abriß I, 112.

Die Dialektik tritt jetzt in das theoretische Leben des Geistes ein. Dies ist die fünfte und höchste Entwicklungsstufe der Unterredung (vgl. S. 30 und 34). Der gradlinige Gedankenlauf hört jetzt auf und es entsteht ein bewußtes Zusammenwirken des Entgegengesetzten. (Die Praxis hat freilich eine solche Synthese des Verschiedenartigen schon lange erzeugt, da sie zur Anerkennung verschiedenartiger Rechte der Gemeinden und Parteien gedrängt war.) Das Verhältnis zwischen Lehrendem und Lernendem ist hier nicht mehr ein blindes, sondern ein freies. Da Beiden das Objekt des Denkens gemeinsam ist, so ergänzen sie einander, es tritt eine größere Vertiefung des wissenschaftlichen Denkens ein. Über Lehrer und Schüler „wölbt sich in gleicher Weise die Sache als das gemeinsame Ziel“[136]). Durch die gegenseitige Ergänzung ist eine viel schärfere Herausarbeitung des Tatbestandes und eine viel sorgfältigere Zuspitzung der allgemeinen Elemente gesichert, in die der Tatbestand eingereiht werden soll. Im Kampfe der entgegengesetzten Meinungen kommen alle Seiten der Sache zu gebührender Geltung. Der Mensch macht seinen Geist mit Bewußtsein zum Kampfplatz entgegengesetzter Gewalten; dabei „vernichtet er seine sinnliche Individualität, indem er ihnen allen Licht und Luft mit gerechter Hand gleich zu verteilen bemüht ist“[137]). Auf dieser letzten Stufe der Unterredung entfalten sich die wissenschaftlichen Keime und gewinnen Tiefe und Klarheit, „indem man über die Aufgabe nicht (nur) disputiert, sondern sie wirklich in umfassender Weise zu lösen unternimmt“[138]).

Die letzte Stufe der Entwicklung des Geistes ist nun allerdings noch nicht zu ihrem völligen Abschluß gelangt; sie reicht bis in die Gegenwart hinein. Als eine Stufe, die vielleicht über die des wissenschaftlichen Geistes hinausreichen könnte, bezeichnet Glogau im II. Band seines Ab-

136) Abriß I, 112.
137) ibid.
138) Abriß I, 129.

risses die Genialität; sie ist gewissermaßen als eine Potenzierung oder Übersteigung der vierten Entwicklungsstufe aufzufassen. Unter Genialität haben wir die tiefinnerliche Verschmelzung des Subjekts mit der Sache zu verstehen, wo man sich als die Sache, und die Sache als sich faßt. Da ist die abstrakte logische Erkenntnis überboten, eine unmittelbare Erkenntnis ist wieder hergestellt; das im Laufe der Entwicklung herausgebildete Ich löst sich in der Sache wieder auf.

Nachdem wir die vier Entwicklungsstufen des Geistes dargelegt haben, wollen wir uns nun zum Schluß noch mit einigen Worten der Frage zuwenden: Welchen Sinn hat denn nach Glogaus Auffassung die ganze Entwicklung oder welchem Ziele steuert sie schließlich zu? Mit dieser Frage verlassen wir freilich den Boden der empirischen Darlegung der Entwicklung und treten in das Gebiet der Weltanschauungsfragen ein. Als das Ziel der Entwicklung bezeichnet Glogau die menschliche Sittlichkeit. „In der Erzeugung einer sittlichen Lebensführung, der Wissenschaft, der Religion und der Kunst, hört der Mensch auf, ein determiniertes Einzelne oder ein Sinnenwesen zu sein, und wird noumenal: Dahin zielt die ganze irdische Entwicklung, welche, mit den kosmischen Erdanfängen beginnend, in ununterbrochener Kette zur menschlichen Sittlichkeit hinführt und hier, wenigstens für unsere Blicke, den Abschluß findet“[139]). Dies ist gleichsam die Krone, die Glogau seinem empirischen Gebäude aufsetzt, und das Resultat, zu dem ihn seine empirische Betrachtung hinführt. Mitten in der Entwicklung war die äußere Welt von dem Ich gelöst als ein „Anderes“. Die Sittlichkeit negiert diesen Unterschied. Da fühlen sich Ich und Du wieder als Eins; dadurch wird wieder die in den Tiefen Gottes vorhandene Harmonie zwischen den Einzelwesen herbeigeführt. Die Harmonie besteht nun nicht mehr in Gott selber, sondern sie ist auch in der Welt verwirklicht. Das ist dasselbe, als wenn in dem Christentum die Durch-

139) Abriß I, 131.

setzung des Reiches Gottes, d. h. der Herrschaft Gottes, als Ziel der Weltentwicklung empfunden wird.

Wenn Glogau in den Endresultaten seiner Entwicklungstheorie zu so religiösen Ansichten gelangt, so können wir ihn hierfür gern als Führer nehmen, weil er sich vorher bei dem Nachweis der Entwicklung des Geistes als ein so moderner empirischer Forscher gezeigt hat. Wenn er z. B. in seiner Religionsphilosophie den Ratschluß Gottes als „die fundamentalste und grandioseste Konzeption der christlichen Lehre“[140]) bezeichnet, wenn er sich zur Trinität bekennt, wenn er das Bibelwort unterschreibt: Das Wort ward Fleisch in Jesus[141]), so wissen wir, daß er hierin nicht etwa blindlings der Überlieferung folgt, sondern daß er seine schwergewichtigen Gründe zu solchen Anschauungen hat. Dieses Vertrauen zu ihm wird auch durch die überaus wohltuende sachliche Tonart seiner Darlegungen gestärkt. Immer sucht er dem anders Denkenden nach Möglichkeit gerecht zu werden, erhaben über jede parteiische Voreingenommenheit und Einseitigkeit. Glogau ist weit davon entfernt, seine Auffassungen starr als endgültige, unumstößliche Wahrheiten aufzustellen, er will auch seine Arbeit nicht als eine abgerundete psychologische Leistung angesehen wissen; vielmehr beabsicht er durch seine Darlegung der Entwicklung des Geistes „der psychischen Mechanik und im weiteren Sinne der philosophischen Kategorienlehre die unentbehrlichen Beziehungspunkte zu bieten“[142]). Ebenso hebt Glogau auch hervor, daß sich das von ihm entworfene Bild der Geistesentwicklung durch den Fortschritt der Wissenschaft gewiß modifizieren wird; größtes Gewicht aber legte er auf die biologisch-genetische Betrachtungsweise; hierin wollte er ein Muster aufstellen.

140) Glogaus Vorlesung über Religionsphilosophie, § 101.
141) Die Hauptlehren der Logik und Wissenschaftslehre, § 250.
142) Abriß I, 17.

Zweites Kapitel.

Die Kategorien der vier Entwicklungsstufen.

Auf die Beschreibung jeder einzelnen Entwicklungsstufe läßt Glogau — wie bereits in der Einleitung erwähnt wurde — eine Beleuchtung derselben nach wissenschaftlichen Kategorien folgen; d. h. er wertet die in der Entwicklung hervorgetretenen Tätigkeiten des Geistes mit den Maßstäben des Forschers. Dadurch sucht er also aus der Empirie in jeder Entwicklungsstufe zu einem schematischen Aufriß des psychologischen Tatbestandes zu gelangen. — Wir ziehen es vor, diese auf vier verschiedene Stellen verteilte Betrachtung der kategoriellen Seite der einzelnen Entwicklungsstufen in einem Kapitel gesondert zu behandeln.

Die Kategorien der ersten Stufe.

Für die erste Stufe sind auf das animalische psychische Leben keine anderen Kategorien anzuwenden als die des Naturprozesses: Chemismus und Trieberscheinungen. Jeder dieser Begriffe umfaßt aber mannigfache Formen. Der Begriff Chemismus bezieht sich auf die physische und der Begriff Trieberscheinung auf die psychische Seite des vegetativ-psychischen Kreislaufes[143]).

Die Triebe bilden für alle weitere Entwicklung die Grundlage. Wir teilen nun mit Glogau die Triebe in zwei Arten ein:

a) in die vegetativen, b) in die animalen Triebe.

Während sich die vegetativen Triebe, die der Ernährung und des Wachstums, bei Pflanzen und bei Tieren gemeinsam finden, kommen diejenigen des animalen Lebens den Tieren allein zu. Bei allen Trieben erscheinen die auf

143) Wir finden also hier bei Glogau schon eine Art neovitalistische Wendung, nach der den natürlichen Vorgängen ein seelisches Moment innewohnt. (Vgl. Pauly, Reinke.)

den Organismus schädigend wirkenden Einflüsse als Unlust, die fördernd wirkenden als Lust; wie + und — sind sie von dem trieblosen mittleren Zustande des allgemeinen Lebensgefühls verschieden. Doch darf man diesen Zustand nicht absolut = 0 setzen[144]). Die vegetativen Trieberscheinungen stehen in naher Beziehung zu dem Chemismus und werden von Glogau als Zellentätigkeit bezeichnet[145]); sie treten nun in mannigfacher Weise auf: als Kraftgefühl, Schwäche, Wohlsein, Schmerz, Temperaturempfindungen; ferner als Gefühle des Hungers, des Durstes und der Sättigung[146]). Die Verschiedenheiten der Gefühle werden auf der ersten Stufe noch nicht empfunden, sie sind nur erst vorhanden.

Bei dieser Gelegenheit bringt Glogau eine Erörterung über die Triebe überhaupt, die insofern gerechtfertigt ist, als auch in der späteren Entwicklung die Triebe eine wichtige Rolle spielen. Die animalen Triebe zerfallen in zwei Gruppen: a) in die niederen (oder primären), b) in die höheren (oder sekundären) animalen Triebe. Zu den primären animalen Trieben rechnet Glogau den Nahrungstrieb, den Trieb der Selbsterhaltung und den Geschlechtstrieb. Diese Triebe stehen dem vegetativen Leben noch ziemlich nahe. In den sekundären animalen Trieben tritt uns dagegen schon eine ausgebildetere Form, eine Erweiterung der primären entgegen, die auf feinerer Ausbildung der intellektuellen Tätigkeit beruht; denn sie „bestehen in allen Äußerungen einer (zwar) über das unmittelbare physische Bedürfnis schon überschüssigen Kraft, die sich aber noch in einer und derselben Richtung mit jenem (d. i. dem physischen Bedürfnis) bewegen“[147]). Jedoch gibt Glogau zu, daß sich, streng genommen, zwischen primären und sekundären Trieben eine scharfe Grenze nicht ziehen läßt; denn sie gehen, wie ja die Grenzen alles Lebens fließende sind, allmählich ineinander

144) Grundr. d. Psych. 67.
145) Abriß I, 40.
146) Grundr. d. Psych. 66.
147) Grundr. d. Psych. 71.

über. Die verschiedene Höhe der Ausbildung der einzelnen Richtungen ist mit dieser Unterscheidung durchaus nicht getroffen. Soviel steht aber immerhin fest, daß den sekundären Trieben eine feinere und freiere Bewegung zukommt als den primären; und darin liegt eben der Fortschritt.

Das negative Charakteristikum dieser Stufe ist in dem Mangel vorausgehender Bewußtseinserscheinungen zu suchen. Es steht hier eben alles Leben noch unter der Herrschaft der Natur.

Erst der (für die zweite Entwicklungsstufe so wichtige) Instinkt stellt den eigentlichen Fortschritt von dem unbewußten (oder Naturleben) zu dem bewußten Leben der Wahrnehmung dar. Im Instinkt erscheinen ja allerdings wieder die spezifischen Merkmale des Triebleben, aber der große Fortschritt in der Entwicklung besteht darin, daß im Instinkt die Triebe mit Bewußtseinserscheinungen verbunden sind. Doch sind wir damit schon in die nächste Entwicklungsstufe übergegangen.

Die Kategorien der zweiten Stufe.

Sie zerfallen in theoretische und praktische. Zu den ersteren zählt Glogau die Anschauung, die Raum- und Zeitvorstellung; auf diese haben wir nunmehr näher einzugehen.

a) Die theoretischen Kategorien: Die Anschauung. Das charakteristische Merkmal der zweiten Stufe ist die Anschauung oder, wie Glogau sagt, „die Synthese der psychischen Elemente zu umfassenderen Ganzen“[148]). Auf der ersten Stufe, bei dem Triebleben erfolgten die einzelnen psychischen Akte für sich isoliert; hier kommt es zu einer Synthese psychischer Elemente. Die sich mit dem vegetativen Kreislaufe entwickelnde Anschauung ist „die elementare Form der Anschauung“[149]). ImLeben des Säuglings tritt nun eine, wenn auch nur schwache Differenzierung des geistigen und leiblichen Lebens ein. Da

148) Abriß I, 54.
149) ibid.

nämlich die Pflege und Erhaltung des Säuglings „zum Teil durch von außen kommende Umstände ohne das Zutun des Leibes gesichert ist“[150]), kann sich das Seelenleben ungestört ausbreiten. In der nun allmählich anhebenden Differenzierung zwischen Leibes- und Seelenleben haben wir demnach den Ursprung für die Trennung von Ich und Nicht-Ich, von Subjekt und Objekt zu sehen. Der Säugling aber steht den Eindrücken, die von außen her auf ihn zuströmen, immer noch verständnislos gegenüber; er führt noch ein wahres Traumleben. Das psychische Leben kann sich deshalb nicht aus den dunklen Gefühlen seiner selbst hervorarbeiten. Die höchste Stufe der niederen Wahrnehmung ist also noch völlig subjektlos. Die traumhafte Differenzierung von Ich und Nicht-Ich besteht im wesentlichen darin, daß sich das verschwommene Lebensgefühl des vegetativ-psychischen Kreislaufes nach und nach zu lockern beginnt. Die elementare Anschauung ist „in ihrem Ursprunge schon in zwei heterogene Arten zerschnitten, (in) ein inneres und ein äußeres Sein“[151]). Glogau redet demnach von der inneren Anschauung, der Urform des psychischen Lebens, und der äußeren Anschauung, deren Formung den Mächten der Außenwelt verdankt wird.

Das äußere und innere Sein steht aber in einem notwendigen Gegensatz, nämlich in dem des Ich und Nicht-Ich. Dieses Gegensatzes wird sich der Säugling allmählich bewußt. Es wird ihm deutlich, daß das Ich „andere“ Formen hat und andere Forderungen stellt als das Nicht-Ich“[152]). Hier ist der Punkt, wo sich die Trennung des Geistes in eine theoretische und praktische Seite bemerkbar zu machen beginnt.

Die Raumvorstellung. Auf der Stufe der niederen Wahrnehmung zeigen sich schon die ersten Entwicklungsstadien der Raum- und Zeitvorstellung. Bei der

150) Abriß I, 54.
151) Abriß I, 55.
152) ibid.

Betrachtung der Entwicklung der Raumvorstellung legt Glogau auf die Frage das Hauptgewicht: Wodurch entsteht das Gefühl: 1. für die ruhende Räumlichkeit,

2. für die Entfernung?

Das Gefühl für die ruhende Räumlichkeit wird besonders durch die Empfindung des Druckes, durch die Gesichtseindrücke und die Bewegung hervorgebracht. Durch den Druck auf uns empfinden wir die Wirkung von Gegenständen, die unserem Ich entgegengesetzt sind. Der Gesichtseindruck hat für die Ablösung einer Außenwelt[153]) folgende Vorzüge: a) Er ist bleibender: Beim Säugling ist der Gesichtseindruck von der Mutter bleibender als die Empfindung der liebevoll flüsternden Stimme; „die Gestalt ist das bleibende“[154]). b) Alle sichtbaren Dinge sind nicht zugleich riechbar, schmeckbar, fühlbar, hörbar. Daher ist der mit den Augen wahrgenommene Gegenstand immer einer unter anderen kommensurablen. c) Bei der Herausbildung der Anschauung „Mutter“ als Außending ist die Bewegung der Mutter schließlich das Entscheidende. „Die Nähe verstärkt jeden Sinneseindruck, die Ferne aber schwächt ihn“[155]). Das bedeutet eine verschiedene Spannung; dadurch entstehen Gefühle für die Entfernung und Raummessung. Ebenso verschieden sind die Verbindungen, in denen die einzelnen Eindrücke mit anderen Eindrücken stehen. Jeder Eindruck ist „der Ausschnitt eines größeren Wahrnehmungshorizontes und diese umgebende Hülle nun erfährt regelmäßigen Wandel“[156]). Dadurch ist das Bild der Mutter identisch und nicht identisch, „eine Einheit im Wechsel“[157]). Jene begleitenden Erscheinungen übertragen sich auf die Mutter, weil zunächst nur von ihr ein

153) Für die Entstehung der Sprache hat dagegen, wie wir bereits gesehen haben, der Gehörseindruck besondere Vorzüge.

154) Abriß I, 57.

155) Abriß I, 58.

156) ibid.

157) ibid.

Wissen vorhanden ist, bei dem Wahrnehmenden ändert sich die Lage ganzer Organe: das Auge folgt dem bewegten (und wahrgenommenen) Gegenstand; Kopf, Hals, Rumpf drehen sich, und zwar geschieht das unter heftigem Wogen und unter Anspannung des Bewußtseins. Dies Spiel läßt sich nicht auf das Objekt übertragen; es wird als Veränderung des Subjekts erfaßt, sobald die Scheidung von Subjekt und Objekt begonnen hat. Hier haben wir die Keime von dem, was wir später als Raum, Zeit, Veränderung erleben.

Die räumlichen Verhältnisse werden zunächst an dem eigenen Leibe gemessen (ἄνθρωπος μέτρον). Dies läßt sich so erklären: Den Leib rechnet der Mensch zu seinem Ich, obwohl er ein Äußeres ist. Der eigene Leib ist für das Bewußtsein des Kindes Inneres und Äußeres zugleich. Damit haben Ich und Nicht-Ich „den gleichen Boden und die gleichen Formen räumlichen Daseins“[158]). Die weitere Differenzierung bewegt sich innerhalb kommensurabler Größen; die fremden Dinge können an dem eigenen Leibe gemessen werden. Jede Wahrnehmung ist von Tätigkeiten des Subjekts begleitet. Sie bilden sich durch den gleichmäßigen Ablauf des Lebens zu regelmäßigen Assoziationsketten aus. „Sind diese einmal da, so fühlen wir bei dem ersten Auftreten eines Gesichtseindruckes sofort, welche Reihe von Veränderungen ablaufen müsse, damit sich die psychische Gruppe, die er verkündet ...., ausbreite. Wir beurteilen und messen durch dieses Gefühl die Größe und die Entfernungen aller wahrgenommenen Gegenstände, noch bevor die Reihe abläuft“[159]). So werden Größen und Entfernungen an den Gliedern des Leibes gemessen nach Arm, Hand, Fuß, Elle, Schritt, Sprung. Löst sich nun später die subjektive und objektive Seite eines Vorgangs voneinander ab, „so gewinnt das Maß und die messende Tätigkeit eine relative Selbständigkeit“[160]).

158) Abriß I, 59.
159) ibid.
160) ibid.

Ähnlich wie mit dem Raume verhält es sich mit der ersten Entwicklung der Zeitvorstellung. Wer mit gespanntem Sinn an einem Gegenstand hängt und eine Veränderung erwartet, die nicht eintritt, der erlebt schon etwas, was einer Zeitdauer ähnlich sieht. „Darauf löst sich die Spannung in der vorauserwarteten Weise: Die Zeit verläuft“[161]). Die Tätigkeiten, welche zur Erhaltung des Lebens regelmäßig geübt werden, sind dem Kinde sehr vertraut. Bei jeder erneuten Wahrnehmung einer regelmäßig geübten Handlung wird seine (Zeit) messende Tätigkeit herausgefordert. „Der Geist eilt dem konkreten Geschehen voraus und stellt sich ihm mit seiner subjektiven Tätigkeit gegenüber: das ist der Keim der Abstraktion und alles begrifflichen Wissens“[162]). Wir nehmen, streng genommen, nicht bloß mit den Sinnen wahr, sondern der Geist gibt dabei schon eine Zutat. Die Sinne als solche liefern nicht Wahrnehmung, sondern Empfindung.

b) Die praktischen Kategorien[163]): Hier handelt es sich um den Begriff Instinkt. Der Instinkt unterscheidet sich vom bloßen Trieb dadurch, daß er mit Bewußtseinselementen verbunden ist. Zwischen die physische Erregung und die Körperbewegung schiebt sich eine Vorstellungskette ein. Die Körperbewegung entspricht dem Endgliede der eingeschobenen Vorstellungskette. Die Körperbewegung kommt nicht bloß aus der Form des Organismus, sondern zugleich aus dem Gang der Erfahrung. So hat die Seele die Fähigkeit gewonnen, von sich aus Bewegungen zu beginnen und zu vollziehen. Jedoch entbehrt die Instinkthandlung des Selbstbewußtseins. Das Selbstbewußtsein erwacht erst vermittels der Sprache; und die Sprache führt zur Überlegung. Wir haben hier die praktischen Theorien der dritten Stufe schon angedeutet; ehe wir uns aber ihnen zuwenden, wollen wir einen Übergang zu den

161) Abriß I, 60.
162) ibid.
163) Abriß I, 61.

theoretischen Kategorien der dritten Stufe zu gewinnen versuchen. Der psychische Kreislauf der zweiten Stufe wird von Glogau als Gefühls-Ich bezeichnet. Die „Analoga künftiger Objekte“[164]) sind in diesem Entwicklungsstadium nur als Gefühle vorhanden. Erst beim Erwachen der Sprache werden sie zum Objekt, weil sich dann erst das Ich dem Nicht-Ich gegenüberstellt. Je weniger das Innere gleich in den ausführenden Trieb umschlägt, desto mehr nähert es sich der freien Wahrnehmung, die ein äußeres Objekt setzt. (Man vergleiche z. B. einen gesättigten Löwen, der einem spielenden Hündchen zusieht, mit einem wirbelnden Insekt. Bei dem Löwen hat das Körperliche die Alleinherrschaft verloren, wenn auch noch kein deutliches Objekt vorhanden ist.)

Die Kategorien der dritten Stufe.

a) Die theoretischen Kategorien: Auf der dritten Entwicklungsstufe tritt die Scheidung des Subjekts und Objekts ein. Diese vollzieht sich besonders durch die Sprache. Die Sprache zeigt eine objektive und subjektive Seite. Die objektive Seite der Sprache tritt hervor in den Beziehungen, „durch welche die Sprache den logisch-metaphysischen Zusammenhang der Teilanschauungen herstellt. Wenn diese scharf und genau ohne eine Belastung oder Ablenkung des Geistes dem Laute einwohnen, sodaß lediglich der geformte Inhalt vorgestellt wird ...., dann ist die Sprache eine Formsprache“[165]). Die objektiven Beziehungen treten immer mehr hervor; die subjektive Seite dagegen, das Gefühlsmäßige wird den objektiven Formen der Anschauung mehr und mehr zum Opfer gebracht, da die Freude am Anschauen die Oberhand gewonnen hat. War die Sprachwurzel aus dem subjektiven Gefühl hervorgebrochen, so werden die objektiven Formen in den Variationen der Wurzel verkörpert. Die Anschauung zerlegt sich „in das bleibende Ding und die vorübergehende

164) Abriß I, 62.
165) Abriß I, 89.

Tätigkeit und weiter wird der Täter von dem Objekte der Tätigkeit und ihrem Zwecke“[166]) unterschieden, ferner die Tat nach ihrer zeitlichen Folge und ihrer Dauer. Dies alles tritt in den Modifikationen der Wurzel zutage; sie werden von der Macht des Usus erfaßt und über die anderen unwesentlichen Bestimmungen emporgetragen. Diese Formen gehören, obgleich sie im Laute erscheinen, dem Inhalte an, welcher dargestellt wird. Die subjektive Seite der Sprache (d. h. die Beziehungen zur Person des Sprechenden) kommt zur Entwicklung durch die Verhältnisse der lebendigen Wechselrede und des Zusammenlebens der Menschen. In der Wechselrede kommen die grammatischen Formen des Singular und Plural, der drei Personen, der geschlechtlichen Bezeichnung etc. zur vollen Ausprägung. Ganz anders verhält sich dagegen die wissenschaftliche Darstellungsweise. Sie bewegt sich nur in der dritten Person und bedient sich häufig der Abkürzung halber algebraischer Formeln (wie z. B. die Mathematik). „Die lebendige Rede dagegen setzt einen Redenden, einen, zu dem ich rede, und einen, von welchem ich rede, als die unentbehrlichen Bestandteile der Totalanschauung, in welcher ich mich bewege, voraus, und diese sind in scharfer Charakteristik einander entgegengesetzt“[167]).

Zu den theoretischen Kategorien der dritten Stufe gehört auch der Mythus, den wir bereits bei der Darstellung der Entwicklungsstufen der Unterredung kennen gelernt haben. Mit der Entwicklung des Mythus erhalten die Kategorien der zweiten Stufe (Raum und Zeit, Veränderung und Bewegung), die dort Gefühle waren, objektive Bedeutung, denn sie werden vorgestellt. „Die angeschaute, objektive Welt selber bewegt und entwickelt sich innerhalb dieser Formen“[168]). Ferner ist auch wichtig, daß jetzt durch die Verinnerlichung der Bewegung der Begriff der Kau-

166) Abriß I, 87.
167) Abriß I, 89.
168) Abriß I, 92.

salität hinzutritt. Sie erscheint als menschliche Handlung.

Der bedeutendste Fortschritt, den der Geist durch die mythische Denkweise nimmt, ist die Hervorbildung der mittelbaren Anschauung. Die Wahrnehmung ist die unmittelbare, die Vorstellung (zu der es vermittels der Sprache und des Mythus kommt) die mittelbare Anschauung. „Sie umfaßt Mythus und Poesie, und die Elemente der historischen Erinnerung, kurz alles, was über den Besitz des Alalen hinausgeht“[169]). Die mittelbare Anschauung entsteht nicht durch Sinnesreize, sondern die Worte regen die Bewegungen des Geistes an. Daher hat die mittelbare Anschauung vor der unmittelbaren auch noch den Vorzug, daß sie durch die Sprache überliefert werden und sich ununterbrochen weiter entwickeln kann. Die unmittelbare Anschauung dagegen ist wegen ihrer Gebundenheit an die Sinne einer Überlieferung nicht fähig. So schafft das Vorstellen eine weite Welt objektiver Gestaltungen und Beziehungen.

b) Die praktischen Kategorien: Auf der zweiten Entwicklungsstufe wurde, wie wir gesehen haben, das ganze Seelenleben nach seiner praktischen Seite von dem Instinkte beherrscht. Auf dieser Stufe dagegen ist der Wille die dem Geiste Richtung gebende Kraft. Durch den überlegenden Willen ist die rein menschliche Handlung möglich. Wille ist aber nur dann erst möglich, wenn sich der Geist soweit entwickelt hat, daß er imstande ist, „Gegenstände von sich selbst und diese und ihre verschiedenen Eigenschaften ebenso untereinander“[170]) zu unterscheiden. Dazu wird nun tatsächlich der Geist befähigt durch die mythische Denkweise, durch welche die Vorstellung zur Entwicklung gelangt ist. Wenn nun auf den Geist mehrere voneinander verschiedene Vorstellungsketten zugleich wirken, so wird nicht (wie dies beim Triebleben der Fall wäre), jede sinnliche

169) Abriß I, 92.
170) Abriß I, 93.

Wahrnehmung sofort in die Tat umgesetzt, sondern der Geist „wählt" diejenige aus, die „in objektiver und subjektiver Hinsicht die zweckmäßigste ist"[171]). So stellt sich der Wille dar als „ein kompliziertes Verhältnis des geistigen Lebens"[172]).

Bei dem Vorgang des Wollens unterscheidet Glogau mehrere Seiten: 1. die Willenserregung, 2. die Überlegung, 3. den Zweck, 4. das Ziel. Die Willenserregung tritt je nach ihrer Stärke als Neigung, Wunsch, Verlangen, Begier auf. Daran schließt sich die Überlegung, auf welche die Ausführung des Willens, die Verwirklichung folgt. „Der Gegenstand unseres Willens aber heißt Zweck"[173]). Das Ziel des Willensvorganges ist die erlebte und genossene Wirklichkeit. Zwischen dieser und der Entschließung, welche die Überlegung beendet, liegt die Ausführung des Willens oder die Verwirklichung des Zweckes.

Die Frage nach dem Motiv der neuen Bedürfnisse und nach deren Befriedigung führt unseren Denker zu Ausführungen über das Wesen der geistigen Schöpferkraft und den Ursprung der Erfindung. Er zieht dazu ein Beispiel aus dem an Erfindungen und genialen Ideen so überaus reichen Seelenleben des Kindes heran: Ein Kind sieht am Baume reife Äpfel hängen; es unterbricht sein Spiel und steht von Begierde ergriffen unschlüssig unter dem Baume. In der Nähe erblickt es nun eine Stange, und obwohl es vielleicht noch nie mit der Stange operiert hat, so erfaßt es doch dieselbe und schlägt damit nach der begehrten Frucht. Nun braucht das Kind im Wiederholungsfalle nicht erst lange unschlüssig zu zögern, sondern weiß bereits aus Erfahrung, was es von Anfang an zu tun hat. Die unerfüllte Begierde also ist die Triebkraft in der Entwicklung, und „die neue Entdeckung knüpft ebenfalls überall genau an das schon Bestehende an. Selbst die verunglückten Versuche, die dabei gemacht werden, sind wertvoll, indem sie, wie die

171) Abriß I, 93.
172) Abriß I, 94.
173) ibid.

Betätigung in der freien Lust des Spieles, einmal eine Übung und Vermehrung der edelsten Kräfte zur Folge haben, außerdem aber unsere Kenntnis über den Zusammenhang der Naturdinge oder der menschlichen Verhältnisse jedenfalls vermehren“[174]).

Die Kategorien der vierten Stufe.

Die theoretischen Kategorien: Die Trennung der theoretischen Kategorien der vierten Stufe von der eigentlichen Darstellung des Entwicklungsganges dieser Stufe läßt sich nicht leicht durchführen. Glogau hat die theoretischen Kategorien im zweiten Teil des I. Bandes seines Abrisses besonders behandelt und zwar unter dem Titel: „Die Mechanik des Denkprozesses“[175]). Dieser Abschnitt ist weiter nichts als ein Grundriß der Logik. Die Bezeichnung „Mechanik des Denkprozesses“ scheint uns nicht recht glücklich gewählt, denn das Denken ist gerade nicht mechanisch, es dürfte sich besser der Ausdruck „Gesetze“ empfehlen. „Das Denken hat so wenig eine Mechanik wie die Freiheit des Handelns; denn Denken bezeichnet nichts anderes als Freiheit des Vorstellens, also Herrschaft über den Mechanismus desselben“[176]). Die theoretischen Kategorien hat Glogau bereits in der eigentlichen Darlegung der vierten Entwicklungsstufe erwähnt (in § 101); doch kommt es ihm nicht darauf an, wie in einem System der Logik die Denkprozesse ontisch und systematisch darzulegen; vielmehr geht er dabei auch genetisch vor und zeigt, wie das logische (resp. wissenschaftliche) Denken aus seinen Vorstufen hervorgesprossen und zu erklären ist. Den ausgesprochenen Charakter eines systematischen Aufbaues einer Logik zeigt dagegen der obengenannte Abschnitt, die Mechanik des Denkens. Glogau widmet demselben die letzten drei Kapitel

174) Abriß I, 95.

175) Abriß I, 273—326.

176) Steinthal in der Besprechung von Glogaus Abriß I; vgl. Zeitschr. f. Völkerpsych. Bd. XIII, S. 196.

des ersten Bandes seines Abrisses und behandelt darin die Lehre vom logischen Urteil, Schluß und Begriff. Er zeigt sich in seiner Logik als Anhänger Lotzes, den er als „den größten Logiker unserer Zeit“[177]) rühmt.

Wir begnügen uns hier mit diesem kurzen Hinweis auf die theoretischen Kategorien, da eine weitere Ausführung derselben zu einer Darlegung der Glogauschen Logik führen würde, und gehen nunmehr zu den praktischen Kategorien der vierten Stufe über.

Als solche führt Glogau die Begriffe Freiheit und Sittlichkeit an. — Im Zusammenleben der Menschen bildet sich zunächst eine „natürliche Sittlichkeit“ heraus, eine Volkssitte, ein Zeremoniell, ein νόμος, oder wie wir es sonst nennen mögen. Diese natürliche Sittlichkeit erhält durch den Mythus Halt und Förderung. „Was als wertvolle Einzelheit im Hause und im Stammesleben entsprungen ist, das wird im Mythus seiner Schranken entkleidet und als formende Macht dem mythischen Inhalte eingearbeitet“[178]). Die Welt der Götter und Heroen bildet für den mythisch denkenden Menschen ein erhebendes Beispiel, das ihn zur Nachfolge ermahnt. „Hier haben wir nun schon ein Allgemeines, das über der Person und über den konkreten Verhältnissen des Einzelnen liegend, beide beherrscht, und dadurch das Mittel wird zu einer Vertiefung des Daseins und zur weiteren Ausbreitung des Verkehrs unter den Menschen“[179]). Von sittlicher Freiheit kann man hier aber noch nicht reden. Frei im eigentlichen Sinne ist erst der zu nennen, der „zu seinen Handlungen lediglich von einem Kreise von Anschauungen und Grundsätzen bestimmt wird, welche er selbst in der klaren Ruhe theoretischer Stimmung erzeugt und gebilligt hat“[180]). Das Sittengesetz bildet das eigent-

177) Abriß I, 279.
178) Abriß I, 115.
179) ibid.
180) Abriß I, 116.

liche Selbst des Menschen, „vor welchem das empirische Ich, alle Leiden und Kümmernisse des Daseins versinken: er wird durch sich selbst betrübt und beglückt, und nicht durch die Wechselfälle des Schicksals“[181]). Damit hat sich beim Menschen der Übergang von der phänomenalen in die noumenale Welt vollzogen. „In der noumenalen Weltordnung ist die Person nicht sui juris; sie gilt nicht mehr als eigener, selbstberechtigter Faktor, der dem Wunsche nach subjektiver Glückseligkeit auf allen scheinbaren Wegen genügen darf, sondern menschliche Freiheit ist Knechtschaft Gottes: Das haben seit drei Jahrtausenden alle wahrhaft tiefen Geister gefühlt. Der Mensch fühlt sich und sein Streben als Werkzeug und dienendes Glied einem sein sollenden Reiche des Guten eingeordnet, dem er seine Kraft ohne Rücksicht auf irdischen oder überirdischen Lohn hingibt, indem er als rechtschaffener Knecht der subjektiven Spannkraft und dem Selbstgenusse entsagt. Der wahrhaft Gute geht eher zu Grunde, als daß er sich zu einer Handlung zwingen ließe, die er verwerfen muß (Sokrates, Hus, Luther, Lessing). So ist sittliche Freiheit die schwerste Arbeit, und diese Arbeit zu tun, ist des Menschen Aufgabe“[182]). Wo aber sittliche Freiheit und sittliche Motive den Menschen beherrschen, da bildet sich der C h a r a k t e r, „der nur das tut, was er vor sich zu rechtfertigen imstande ist“[183]). „Das Leben des Menschen ist nicht Genuß, sondern Arbeit, und diese Arbeit trägt in sich ihr Glück bei allem Unglück, weil hinter ihr die Gewißheit des erfüllten Berufes steht, die höchste Erkenntnis“[184]).

181) Abriß I, 116.
182) Abriß I, 117.
183) Abriß I, 118.
184) Abriß I, 117.

Drittes Kapitel.

Methodische Grundsätze Glogaus.

Aus der Darstellung der vier Entwicklungsstufen ist ersichtlich, daß Glogau die Entwicklung des Geistes von zwei verschiedenen, sich vielfach ergänzenden Standpunkten aus betrachtet, nämlich von dem ontogenetischen und dem phylogenetischen. Es findet nämlich zwischen der Entwicklung des Einzelindividuums und der eines Volksstammes eine weitgehende Analogie statt. So kann man von der Entwicklung des Kindes, wie wir sie heute beobachten, annähernd sichere Rückschlüsse machen auf die Entwicklung der prähistorischen Menschheit. Namentlich hat die Kinderpsychologie, über welche die Literatur in den beiden letzten Jahrzehnten beträchtlich angewachsen ist, reiches empirisches Material zur Erforschung der geistigen Entwicklung des Urmenschen geliefert. Man muß dabei aber wohl im Auge behalten, daß sich das Kind der Gegenwart unter ganz anderen kulturellen und historischen Bedingungen entwickelt, als dies beim Urmenschen der Fall gewesen sein kann. Das heutige Kind ist viel weniger auf den Kampf ums Dasein angewiesen, als die Urmenschheit in ihrem Kindheitsstadium.

Die Termini Ontogonie und Phylogonie hat Glogau von Haeckel übernommen; obwohl sonst kein Haeckelianer, eignet sich unser Denker diesen Unterschied durchaus an, und was Haeckel als biogenetisches Gesetz für die Körperentwicklung behauptet und durchführt, das versucht Glogau für die geistige Entwicklung[185]). Der Parallelismus von

185) Den Versuch, den Parallelismus von Ontogenie und Phylogonie in der Entwicklung des Geistes durchzuführen, hat nach Glogau der amerikanische Psychologe J. M. Baldwin gemacht. Er gab im Jahre 1895 sein Buch: Mental Development in the Child and the Race (Methods and processes) heraus (deutsch von Dr. Arnold E. Ortmann 1898). Baldwin war Glogau gegenüber in einer viel glücklicheren Lage, da er seine Resultate durch die experimentelle Methode gewinnt.

Ontogonie und Phylogonie erweist sich zwar als heuristisches Prinzip sehr fruchtbar, aber er ist doch eben nur Hypothese. Ob dieser Parallelismus sachlich berechtigt ist, scheint zunächst noch zweifelhaft, obgleich er uns sehr wahrscheinlich ist. Der Fortschritt der empirischen Wissenschaften wird diese Frage gewiß noch mehr aufhellen.

Es wird sich nun durchaus nicht leugnen lassen, daß in der Glogauschen Entwicklungstheorie in dem Parallelismus von Ontogonie und Phylogonie ein Mangel zu sehen ist. Glogau selbst sieht ja auch diesen Übelstand ein. Die Einheit in der Darstellung des Entwicklungsganges leidet entschieden darunter. Es wirkt sicherlich erschwerend bei der Glogau-Lektüre, daß dem Leser bald die Entwicklung des Urmenschen, bald die des Kindes geschildert wird. Beide Betrachtungsweisen fließen bei Glogau allzusehr ineinander. Ja, er begnügt sich sogar teilweise damit, für gewisse Entwicklungsepochen die eine oder die andere Betrachtungsweise zu bevorzugen. Dem Leser bleibt es dann selbst überlassen, von dem Einzelnen auf die Gesamtheit oder umgekehrt Rückschlüsse zu machen.

Nun läßt sich aber für diesen Mangel, der bei Glogau in der ontogenetischen und phylogenetischen Betrachtungsweise liegt, auch ein gewisser Entschuldigungsgrund beibringen. Glogau ist ja von der Völkerpsychologie ausgegangen, die den Einzelnen nur im Zusammenhange mit dem Gesamtorganismus ansieht. Indem also Glogau fortwährend die Entwicklung des Individuums und die Entwicklung des Stammes gegenüberstellt, gibt er uns nicht nur eine Darstellung des individuellen Geistes, sondern er entwirft damit zugleich auch eine Skizze von der Entwicklung des Geistes der gesamten Menschheit.

Glogau war seiner Zeit entschieden vorausgeeilt; man könnte ihn heute geradezu als Propheten für die Entwicklung der modernen Psychologie bezeichnen. Der von ihm so sehr erstrebte biologische Charakter der Psychologie ist inzwischen eine fast allgemein anerkannte Forderung geworden. Was

die jetzige experimentelle Psychologie mit so großem Fleiße versucht — nämlich einen exakten empirischen Unterbau für die Kenntnis des Seelenlebens zu schaffen —, das war bereits von Glogau, allerdings nur in großen Zügen unternommen, jedoch stand er damals in der Gelehrtenwelt sehr vereinzelt da; auch fehlte ihm das reiche empirische Material, das sich die moderne Psychologie durch das Experiment verschafft. — —

Wir wollen auch hier nicht unerwähnt lassen, daß Glogau einen Parallelismus zwischen den inneren und äußeren Vorgängen im Nervensystem anerkennt. Man könnte, wenn beide Seiten gänzlich erforscht wären, von der einen auf die andere schließen. In Wirklichkeit läßt sich aber bis jetzt nur dieser Parallelismus der Sinnesphysiologie beobachten; denn für das noch niedere Gebiet der physikalischen und chemischen Vorgänge ist uns das Eindringen in die innere Seite verschlossen, und für das höhere Gebiet des feineren Geisteslebens vermag unser Auge nicht mehr die entsprechenden Begleiterscheinungen im physischen Organismus zu verfolgen.

Schließlich haben wir nun noch auf Glogaus Ansichten über das Verhältnis von Empirie und System einzugehen. Glogau spricht sich aufs schärfste für die induktive Methode aus, auch in der Geisteswissenschaft. Das sechste Jahrbüchlein der Glogau-Gesellschaft enthält eine kurze Kennzeichnung von Glogaus philosophischem Standpunkte aus seiner eigenen Feder[186]). Sie beginnt mit den Worten: „Die Tatsachen der äußeren Anschauung, die Natur, werden zunächst wahrnehmend erfahren, und dann erst versucht die Denktätigkeit ihre Zergliederung und Deutung.... Dementsprechend erwachen auch in dem geschichtlichen Entwicklungsprozesse die ethischen, sozialen, künstlerischen, religiösen Mächte aus der Uranlage des menschlichen Geistes und entfalten und läutern sich in

186) Abdruck aus der Zeitschrift f. Phil. und philos. Kritik. 104. Bd. 1894.

unbewußter Gesetzlichkeit. Diese Gesetzlichkeit und damit den Wert des geistigen Lebens darf man also ebenfalls nicht allein durch Denken erschließen oder aus Prinzipien gar herleiten wollen, welche für eine andere Aufgabe, nämlich für die Erklärung der äußeren Anschauung, geschaffen sind. Vielmehr bildet für sie die Phänomenologie die notwenige Grundlage, d. h. der nähere Nachweis der ursprünglichen geistigen Kräfte, wie sie in der geschichtlichen Wirklichkeit der Reihe nach hervortreten“[187]). Das System ist bei Glogau die Frucht der Empirie, die nachträgliche Ordnung und Verwertung des Gefundenen. Es ist eine große Tat des Menschengeistes, wenn er die gefundenen Einzel-Anschauungen in ein System ordnet, und in Beziehung zueinander setzt. Aber jedes System muß sich seiner Vergänglichkeit und Relativität bewußt sein. Es ist abhängig von der Zufälligkeit des ordnenden Individuums; es ist immer die Möglichkeit vorhanden, daß es durch neue Erfahrungen ergänzt und erweitert oder auch umgestoßen werden kann. Jedes System muß Selbstverleugnung üben und den neuen Erfahrungen immer wieder „stille halten“ (eine von Glogau gern gebrauchte Wendung).

Glogaus „Standpunkt also verwirft eine das Leben abtötende Thesenphilosophie, welche nichts zu fühlen und zu behaupten erlaubt, als wofür man zuvor schon einen allgemeinen Grundsatz nebst Beweis aufweisen kann: Er hat nicht eine fertige Kategorienlehre zur Grundlage, welche ohne die besondere Erfahrung die Prinzipien der Dinge lückenlos deduziert“[188]).

187) 6. Jahrbüchlein der Glogau-Gesellschaft S. 1.
188) 6. Jahrbüchlein der Glogau-Gesellschaft S. 2.

Viertes Kapitel.

Glogau und die Völkerpsychologie.

In der Einleitung hatten wir bereits erwähnt, daß Glogau ein Schüler der Völkerpsychologen Lazarus und Steinthal ist; besonders von dem letzteren zeigt sich Glogau stark beeinflußt[189]). (Er nennt Steinthal seinen geistigen Vater.) Namentlich den Entwicklungsgedanken hat er von seinem Lehrer übernommen; sagt er doch später selbst, daß es der schönste Tag seines Lebens gewesen sei, als ihm in einem Kolleg bei Steinthal (es war am 29. Oktober 1864) der Begriff „Entwicklung" aufging. Sein erstes größeres Werk, das er in den stillen Jahren als Oberlehrer in Neumark i. Westpr. (1873 bis 1876) verfaßte, war ein gründliche Nacharbeitung und Umschmelzung von Steinthals psychologischen Formeln. Die Völkerpsychologie war in der Zeit, als Glogau den ersten Band seines Abrisses verfaßte — also vor 1880 — noch verhältnismäßig wenig bekannt. Als Geburtsjahr dieses neuen Wissenschaftszweiges, der jetzt durch Wundt allgemeine Beachtung gefunden hat, ist das Jahr 1851 anzusehen. Ihr Begründer ist der Berliner Philosoph Moritz Lazarus[190]). Als Mitbegründer hat Heymann Steinthal, der berühmte Sprachforscher, zu gelten. Beide Männer waren durch eine innige,

189) Über das Verhältnis Glogaus zu Steinthal hat neuerdings Lic. Dr. V. Kirchner gehandelt in der Zeitschrift „Noris", Jahrbuch für protestantische Kultur (Nürnberg 1912): „Zu dem idealen Verhältnis eines Schülers zu seinem Lehrer, Glogaus zu Steinthal". Kirchner ist Mitglied der Glogau-Gesellschaft und als solches eifrig bestrebt, die Bekanntschaft mit Glogauscher Gedankenwelt weiteren Kreisen zu vermitteln.

190) Auf Lazarus' Bedeutung ist in letzter Zeit durch Dr. Alfred Leicht (Professor am Real-Gymnasium in Meißen), einen direkten Schüler des Völkerpsychologen, wiederholt aufmerksam gemacht worden. Leicht ist zweifellos der beste Lazarus-Kenner; er hat der aufrichtigen Verehrung, die er seinem Lehrer zollt, lebhaften Ausdruck gegeben in seinen drei Schriften;

wahrhaft mustergültige Freundschaft verbunden. Im Jahre 1860 veröffentlichten sie zum ersten Male die Grundgedanken der Völkerpsychologie, und zwar in der von ihnen gegründeten Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Im ersten Bande dieser Zeitschrift (S. 1—73) entrollten sie das Programm unter dem Titel: „Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie als Einladung zu einer Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft."

Die Völkerpsychologie ging ursprünglich von der Herbartschen Psychologie aus; Herbart sagt einmal: „Die Psychologie bleibt immer einseitig, solange sie den Menschen als alleinstehend betrachtet"[191]). Dieser Satz ist gleichsam der Wegweiser, der zur Völkerpsychologie hinzeigt. Lazarus und Steinthal, beide ehemals Herbartianer, haben ihren Weg durch ihn bestimmen lassen. Der Herbartsche Gedanke ist von ihnen auf das fruchtbarste verwertet worden.

Die Völkerpsychologie sucht die Entwicklung der Einzelseele, als eines Gliedes der Gesamtheit, aus dem Volksganzen zu verstehen; denn kein Mensch ist das, „was er ist, rein aus sich geworden, sondern nur unter dem bestimmenden Einflusse der Gesellschaft, in der er lebt"[192]). Zwischen dem Einzelindividuum und dem Volksganzen besteht aber eine eigentümliche Wechselbeziehung. Die geistigen Tätigkeiten des Einzelindividuums sind nur aus dem Volksgeiste zu verstehen; sie sind „ein Produkt desselben. Anderseits wirken diese Taten der Individuen — unmittelbar oder mittelbar — wieder auf den Volksgeist zurück, sie bleiben nicht isoliert, sie werden vielmehr Eigentum und bildendes

---

Lazarus, der Begründer der Völkerpsychologie. Leipzig 1904.
Moritz Lazarus. Berlin 1908.
Lazarus-Studien. (Beilage zum Jahresbericht des Realgymnasiums mit Realschule zu Meißen. Meißen 1912.)
Außerdem hat Leicht mit Lazarus' zweiter Gattin, Nahida Lazarus, die Lebenserinnerungen Lazarus' herausgegeben. 1906.

191) Herbart, Lehrb. z. Psych. 2. Aufl. § 240.

192) Zeitschr. f. Völkerpsych. Bd. I, S. 3.

Element desselben“[193]). Der Volksgeist stellt sich dar als „das, was die bloße Vielheit der Individuen erst zu einem Volke macht, er ist das Band, das Prinzip, die Idee des Volkes und bildet seine Einheit. Diese Einheit nun ist die des Inhaltes und der Form oder Weise seiner Tätigkeit, in der gemeinschaftlichen Erzeugung und Erhaltung der Elemente seines geistigen Lebens“[194]).

Die von der Völkerpsychologie, speziell von Steinthal empfangenen Anregungen hat nun Glogau in seine Individualität umgeschmolzen und neu geformt. Seine erste große gedruckte Arbeit galt, wie schon erwähnt, der intensiven Verarbeitung der Steinthalschen Psychologie: Steinthals psychologische Formeln. Die Steinthalsche Psychologie ist für Glogau die geistige Operationsbasis geworden, auf die sich seine späteren wissenschaftlichen Unternehmungen stützen. Bei Glogau ist jedoch der Gesichtspunkt ein etwas anderer als bei Steinthal. Zunächst ist ja Steinthal reiner Sprachforscher gewesen; er treibt die Psychologie (also auch die Völkerpsychologie), um aus ihr für die Sprachforschung Gewinn zu ziehen und findet umgekehrt sein Material für die Völkerpsychologie hauptsächlich in der Sprachforschung. In allen seinen Schriften läßt sich ein vorwiegend philologisches Interesse nicht verkennen; trägt doch auch sein vorzügliches Hauptwerk den Titel: „Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft“. Dies Werk ist es, durch das Glogau am meisten beeinflußt worden ist. Die deutlichsten Spuren zeigen sich dafür in seinen beiden Vorträgen: „Das Wesen und die Grundlagen der heutigen Psychologie“ und „Ist die Sprache eine Erfindung?“[195]).

193) Zeitschr. f. Völkerpsych. Bd. I S. 31.

194) Zeitschr. f. Völkerpsych. Bd. I S. 29.

195) Diese beiden Vorträge sind zu einem Büchlein vereinigt unter dem Titel: „Zwei wissenschaftliche Vorträge über die Grundprobleme der Psychologie“ (Halle 1877). In der Vorrede dazu bekennt Glogau: „Beide Vorträge schließen sich nach Inhalt und Form aufs engste an Steinthals Arbeiten an, welche ich für die theoretischen Grundlagen der gegenwärtigen Psychologie ansehe und für den Ausgangspunkt der weiteren Forschung“ (S. VIII).

In dem letztgenannten Vortrage wird Steinthal von Glogau als der Mann gerühmt, „der unter den Lebenden diese Untersuchungen (d. h. über den Ursprung der Sprache) zu einem glücklichen Ende geführt hat“ (S. 48). Ebenso weist Glogau am Schluß darauf hin, daß er sich in seinen Ausführungen ausschließlich in den Gedankenkreisen der Völkerpsychologen Lazarus und Steinthal bewegt habe (S. 68). Der Vortrag: „Ist die Sprache eine Erfindung?“ gibt im wesentlichen das wieder, was Steinthal in seinem Abriß der Psychologie und Sprachwissenschaft in dem Kapitel: „Die Frage um den Ursprung der Sprache“ (S. 72—90) behandelt. Nicht ganz so auffällig, wie in den beiden obengenannten Vorträgen ist Glogaus Abhängigkeit von Steinthal in dem ersten Bande seines Abrisses. Immerhin bewegt er sich auch hier noch, vor allem bei der Theorie der Sprachentstehung, auf Steinthalschem Boden[196]). Doch während nun bei Steinthal die Psychologie lediglich Selbstzweck ist, hat dagegen Glogau die Ansichten seines Lehrers „über den Kreis der Psychologie weit hinaus entwickelt und zur Grundlage einer Erkenntnistheorie gemacht“[197]).

Obwohl aus der Schule der Völkerpsychologen Lazarus und Steinthal hervorgegangen, hat Glogau doch als Völkerpsychologe keine besondere Bedeutung[198]). Wichtig ist aber, daß er seine Ansichten über die Entwicklungsstufen des Geistes nach den Grundsätzen der Völkerpsychologie aufgestellt hat. Glogau geht darin über Steinthal hinaus, indem er in der Psychologie das Fundament für das metaphysiche Erkenntnisproblem erblickt.

196) Glogaus Abriß enthält neben mannigfachen Hinweisen auf Steinthals Hauptwerk auch eine Reihe von Zitaten aus demselben.

197) Steinthals Vorrede zur zweiten Auflage seines Hauptwerkes.

198) In der Zeitschrift für Völkerpsychologie erschienen von Glogau außer einigen Rezensionen nur zwei Artikel: 1. Die Grundbegriffe der Methaphysik und Ethik im Lichte der neueren Psychologie (Bd. IX, S. 345—373, Bd. X S. 313—370). 2. Empirismus und Wissenschaftslehre (Bd. XIII S. 349—375).

Es ist hier wohl am Platze, die Frage aufzuwerfen, warum eigentlich bei Glogau die Theorie von der Entwicklung des Geistes der Unterbau seiner Metaphysik geworden ist. Die biologisch-genetische Betrachtungsweise ist zur Gewinnung einer allgemeinen Weltanschauung insofern geeignet, als man hierbei den Geist, der von innen her die Entwicklung leitet, in seiner wirklichen Tätigkeit hervorleuchten sieht. Es ist der Arbeit des Geistes zu verdanken, daß das Seelenleben zu bestimmten, im wesentlichen immer wiederkehrenden Formen gelangt, so verschieden auch die von außen her kommenden Umstände (Reize) sind. Wie nämlich die Körper der Menschen bestimmte Formen haben (Kopf mit Augen, Ohren, Nase; Hände, Füße etc.), so hat auch die Seele bestimmte Formen (Gefühl, Anschauung, Vorstellung, logisches Denken). Dies wäre nun nicht der Fall, wenn nicht eine von innen her wirkende, gestaltende Macht, d. i. der Geist, vorhanden wäre. Die genetisch-biologische Betrachtungsweise lehrt uns diese Macht nicht dogmatisch glauben, sondern sie lehrt sie uns schauen. Von der wirklichen Entdeckung des Geistes ist es nun wesentlich abhängig, ob man sich für eine idealistische oder materialistische Weltanschauung entscheidet.

Wenn Siebeck von Glogau sagt, er käme im zweiten Bande seines Abrisses zu einer Verschmelzung des Metaphysischen, Erkenntnistheoretischen und Ethisch-Religiösen, die in ihrer Eigentümlichkeit nur an der antiken platonischen Spekulation eine Analogie besitzt, so ist die Eigenart, in der Glogau Plato und die deutsche Metaphysik wieder darbietet, die neue Orientierung an der modernen Völkerpsychologie. Indem Glogau die Entwicklung des Geistes zur Grundlage seiner Metaphysik machte, hat er Plato und die deutsche Metaphysik (Leibniz, Kant, Fichte, Hegel) — nach seinem eigenen Ausdruck — „im völkerpsychologischen Sinne umgeboren“[199]). — — —

199) La Roche, Der Philosoph Glogau über Offenbarung, S. 2.

Die Völkerpsychologie, wie sie von Lazarus und Steinthal geplant war, hat allerdings nicht die Wendung in der Geisteswissenschaft herbeigeführt, die ihre Begründer von ihr erhofft haben mögen. „Der Hemmschuh für dies bedeutungsvolle Unternehmen lag in seiner Gebundenheit an die Herbartsche Psychologie“[200]). Erst der jüngsten Vergangenheit ist es vorbehalten gewesen, der Völkerpsychologie allgemeine Beachtung zu verschaffen und ihr einen gebührenden Platz in der Reihe der Geisteswissenschaften anzuweisen. Dies haben wir lediglich der rastlosen Tätigkeit Wundt's zu verdanken. Freilich haben bei Wundt die Gebiete der völkerpsychologischen Forschung (gegenüber dem von Lazarus und Steinthal aufgestellten Programm) einige Modifikationen erfahren.

Nach Wundt hat es die völkerpsychologische Arbeit nur mit drei Gebieten zu tun, nämlich mit Sprache, Mythus und Sitte („An den Mythus schließen sich noch die Anfänge der Religion und der Kunst, an die Sitte die Ursprünge und allgemeinen Entwicklungsformen des Rechtes und der Kultur an“[201]). Lazarus und Steinthal hatten der Völkerpsychologie ein viel weiteres Gebiet eingeräumt. Neben Sprache, Mythus und Sitte wollten sie auch Kunst und Wissenschaft, Religion, Kultur, kurz „alle Geschichte ästhetischer und ethischer Bildung des Geistes, wie auch alles öffentlichen Lebens“[202]) als Objekte der völkerpsychologischen Forschung angesehen wissen. Die von Lazarus und Steinthal geforderte Völkerpsychologie nähert sich im großen und ganzen dem Gebiet der Geschichtsphilosophie. (Daher kam auch Glogau bei der Darstellung der vierten Entwicklungsstufe zu einer Art geschichtsphilosophischer Erörterung.) Wenn es sich nun in der Völkerpsychologie um die geistigen Erzeugnisse der Gemeinschaft

200) Petersen, Der Entwicklungsgedanke in der Philosophie Wundts, S. 63.

201) Paßkönig: Die Psychologie W. Wundts, S. 119.

202) Zeitschr. f. Völkerpsych. Bd. XVII S. 247.

handelt, so muß man auch bedenken, daß sich die Gemeinschaft letzten Endes aus den Einzelgeistern zusammensetzt. So „enthält das individuelle Bewußtsein die letzten Motive für die Erzeugung der geistigen Entwicklungsprodukte, in seinen Gesetzen sind die allgemeinen Gesetze der Völkerpsychologie schon enthalten“[203]). Daher erkennt Wundt nur Sprache, Mythus und Sitte als die Grundprobleme der Völkerpsychologie an, „weil ihr Inhalt den Umfang des individuellen Bewußtseins überschreitet“[204]). „Die Sprache enthält die allgemeine Form der in dem Volksgeiste lebenden Vorstellungen und die Gesetze ihrer Verknüpfung. Der Mythus birgt den ursprünglichen Inhalt dieser Vorstellungen und seiner Bedingtheit durch Gefühle und Triebe. Die Sitte endlich schließt die aus diesen Vorstellungen und Trieben entsprungenen allgemeinen Willensrichtungen in sich“[205]). Doch so wenig wir im Einzelindividuum Denken, Fühlen und Wollen als getrennte Geisteskräfte ansehen dürfen, so bilden auch Sprache, Mythus und Sitte „allgemeine geistige Erscheinungen, die auf das innigste miteinander verwachsen sind, sodaß sich die eine ohne die andere nicht denken ließe“[206]).

So hat Wundt der Völkerpsychologie nicht nur zu neuem Ansehen verholfen, sondern ihr auch die Richtlinien gewiesen, die sie in Zukunft einzuschlagen hat. Wir können hoffen, daß sie fortan einen sicheren Weg geht. Lazarus und Steinthal haben entschieden zu viel von der Völkerpsychologie erwartet, wenn sie dieselbe im Reich der Geisteswissenschaften an die erste Stelle gerückt wissen wollten. Wundt hat uns nun gelehrt. daß einerseits „die Individualpsychologie zur Aufhellung völkerpsychologischer Probleme dient, anderseits die völkerpsychologischen Tatsachen den Wert eines zur

203) Petersen, Der Entwicklungsgedanke in der Philosophie Wundts, S. 65.

204) Wundt, Probleme der Völkerpsychologie, S. 24.

205) Wundt, Probleme der Völkerpsychologie, S. 29.

206) Wundt, Probleme der Völkerpsychologie, S. 30.

Erklärung der individuellen Bewußtseinserscheinungen überaus wertvollen objektiven Materials“[207]) gewinnen. Damit scheint uns die gegenseitige Stellung von Individualpsychologie und Völkerpsychologie deutlich hervorgehoben zu sein. Wundt hat den Gedanken Glogaus bestätigt, daß sich Ontogonie und Phylogonie gegenseitig zu beleuchten haben. Während in der Völkerpsychologie von Lazarus und Steinthal die ethnologischen, anthropologischen und geschichtlichen Gesichtspunkte viel zu stark hervortreten, ist durch Wundt, der ja über weit mehr empirisches Material verfügte, die Völker**psychologie** im engeren Sinne geschaffen worden.

Schlußbemerkung.

Daß die Gedanken Glogaus nicht ganz und gar der Vergessenheit anheimgefallen sind, ist das bleibende Verdienst der Gustav-Glogau-Gesellschaft. Dieselbe ist von dem Mathematiker Professor Dr. C l a s e n (in Flensburg), einem direkten Schüler Glogaus, und einigen protestantischen Geistlichen, wie Joh. La Roche, Alb. Krause, H. Knuth, Lic. Steinmann, ins Leben gerufen. Besonders in dem letzten Jahrzehnt ist in diesem Kreise die Beschäftigung mit Glogau eine sehr rege gewesen, wie auch aus den bisher erschienenen dreizehn Jahrbüchlein der Glogau-Gesellschaft zu ersehen ist. So lebt Glogaus Geist in dem Kreise seiner Schüler fort. Es könnte nun nach außen fast so scheinen, als wollte diese Gesellschaft Glogau als den Philosophen κατ' ἐξοχήν hinstellen; jedoch ist dies ausgesprochenermaßen nicht die Tendenz der Glogau-Gesellschaft. Sie schaut vielmehr „demütig lernen wollend, ergänzungsbedürftig zu anderen Philosophen auf, wie Glogau selbst es tat“[208]). Es liegt aber doch die Gefahr sehr nahe, daß man bei der Beschäftigung mit Glogau allein

207) W u n d t, Probleme der Völkerpsychologie, S. 26.

208) Stehender Text auf der Umschlagseite der Glogau-Jahrbüchlein.

das Verdienst derjenigen Männer zu würdigen vergißt, in deren Gedankenkreisen sein ganzes System wurzelt: Lazarus und Steinthal. In den bisher erschienenen Jahrbüchlein der Glogau-Gesellschaft ist von Steinthal nur einige Male, von Lazarus so gut wie gar nicht die Rede. Auch in den übrigen über Glogau erschienenen Schriften vermißt man leider allzu oft die Namen seiner Vorbilder oder den Hinweis auf deren Schriften. Möge doch die Glogau-Gesellschaft in ihren weiteren Veröffentlichungen recht sehr auch Glogaus geistige Väter zu Worte kommen lassen[209]), denn das wäre durchaus in Glogaus Sinne. Er selbst wollte ja keineswegs der Non-plus-ultra-Philosoph sein, der seine geistigen Vorfahren überstrahlt. Er setzt, seinem ganzen Charakter so recht entsprechend dem ersten Bande seines Hauptwerkes die Worte Steinthals voran: „Ohne eigenen Ursprung, ohne eigene Bewegung, nur mitten im gewaltigen Strome der Wissenschaft möchte ich sein, von ihm gedrängt, wenn auch die kleinste Welle". So wie er selbst alles genetisch zu beobachten sucht, so wäre es ihm gewiß auch sehr recht, wenn sein eigenes philosophisches und psychologisches Werden genetisch betrachtet würde[210]).

Glogaus Bedeutung würde m. E. durchaus nicht geschmälert, wenn man auch Lazarus und Steinthal in gebührender Weise berücksichtigte. Wenn auch Glogau, namentlich in seiner letzten Schaffensperiode, eigene Bahnen gegangen ist (wie man aus dem zweiten Bande seines Abrisses und der

209) Zu meiner großen Freude sehe ich, daß oben ausgesprochener Wunsch in dem 14. Jahrbüchlein der Glogau-Gesellschaft erfüllt ist. (Das Manuskript dieser Arbeit lag einige Wochen vor Erscheinen des 14. Jahrbüchleins fertig vor.) Der Artikel Glogau-Lazarus von Dr. Alfred Leicht (14. Jahrb. S. 3—18) ist als ein erfreulicher Anfang zur rechten Würdigung der Vorbilder unseres Denkers anzusehen.

210) Ein hierher gehörender Versuch ist neuerdings gemacht von Lic. Dr. Kirchner in der Zeitschr. f. Pädagogik, März und April 1912: Zu der Entwicklung in Leben und Arbeiten Gustav Glogaus.

Logik und Wissenschaftslehre ersehen kann), so läßt sich auch hier noch in gewissem Sinne der Einfluß seiner Vorbilder nicht gänzlich verkennen. Es wäre gewiß recht fruchtbar (auch im Interesse der gegenwärtigen Philosophie), wenn die Glogau-Gesellschaft die Beziehungen der Glogauschen Gedankenwelt zu Lazarus und Steinthal beachtete. Dann können alle drei Männer in gleicher Weise zu der Achtung und Wertschätzung gelangen, die ihnen die Nachwelt in reichem Maße schuldig ist.

Lebenslauf.

Ich, Johannes Andrich, bin geboren am 24. Februar 1887 in Golzow (Kreis Zauch-Belzig) als Sohn des Lehrers und Kantors Carl Ferdinand Andrich und seiner Ehefrau Clara, geb. Strempel. Ich bin preußischer Staatsangehörigkeit und evangelischer Konfession. Den ersten Schulunterricht empfing ich in der Volksschule meines Heimatortes. Ostern 1898 trat ich in die Sexta des städtischen Gymnasiums zu Brandenburg a. H. ein; das Abiturientenexamen bestand ich am 2. März 1909. Darauf bezog ich auf zwei Semester die Universität Greifswald, um Theologie zu studieren; in meinem dritten Semester ging ich nach Erlangen und studierte seitdem neben Theologie auch noch Philologie. In dem darauffolgenden Winter-Semester war ich zum zweiten Male in Greifswald, kehrte aber im Sommer 1911 wieder nach Erlangen zurück, wo ich drei Semester blieb. Danach studierte ich ein Semester in Berlin. Kurz bevor ich in Erlangen die mündliche Prüfung ablegte, war ich zum dritten Male in Greifswald immatrikuliert worden.

Während meiner bisherigen Studienzeit hörte ich die Vorlesungen folgender Herren Professoren und Dozenten:

in Greifswald: Alt, Ehrismann, Friederichsen, Haußleiter, Heller, Jaekel, Kögel, Procksch, Schmekel, V. Schultze, Semrau, Stange, Steinbeck, Wiegand, Zingel;

in Erlangen: Bachmann, Beckmann, Caspari sen., Curtius, Ewald †, Falckenberg, Gebhardt, Geiger, Grützmacher, Haack, Hell, Hensel, Hunzinger, Leser, Roemer †, von Steinmeyer;

in Berlin: Dessoir, Erdmann, Haake, Harnack, Hintze, Roethe, Dietrich Schäfer, Scholz.

An den Seminarübungen beteiligte ich mich bei den Herren Professoren und Dozenten:

in Greifswald: Alt, Ehrismann, Kögel, V. Schultze;

in Erlangen: Bachmann, Ewald†, Falckenberg, Gebhardt, Haack, von Steinmeyer.

Allen meinen Lehrern fühle ich mich zu großem Dank verpflichtet; ganz besonders danke ich Herrn Professor Falckenberg für die mannigfachen Ratschläge, die er mir bei der Anfertigung vorliegender Arbeit gegeben hat.

Desgleichen gebührt Herrn Pfarrer Joh. La Roche, dem glühendsten Verehrer Glogaus, der mich zuerst in die Tiefen Glogauscher Philosophie eingeführt hat, an dieser Stelle mein herzlichster Dank.